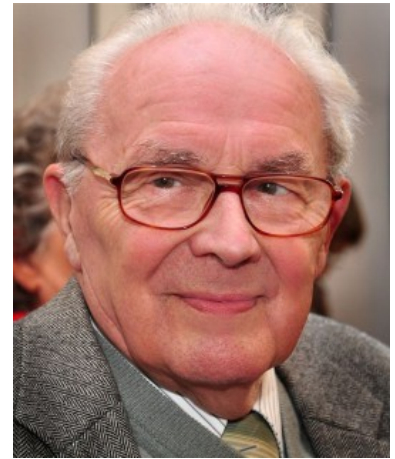


Alfred Ullmann

geb. am 08.08.1929 in Johannegeorgenstadt



1563 Tage in den sowjetischen Gulags Mühlberg und Buchenwald Häftling Nr. 81624

Eines Tages muss die Wahrheit gesagt werden

Ungerechtigkeit kann kein moralisches Ergebnis haben.

Albert Schweitzer

Ich bin kein Schriftsteller, will auch keiner werden, doch es hat mich seit langer Zeit gedrängt, diesen Abschnitt meines Lebens aufzuschreiben.

Diese Niederschrift widme ich von ganzem Herzen meiner lieben Frau Inge, die in den Jahren alles mit mir getragen hat, und meinen lieben Kindern Maria und Matthias.

Cottbus im März 2002

Die letzten Kriegsmonate

Im Herbst 1944 zeichnete sich im Kriegsgeschehen an mehreren Fronten ein düsteres Bild ab. Für alle, die in den Krieg ziehen mussten, wurden die Qualen immer größer, die Toten- und Vermisstenmeldungen waren unübersehbar.

Das Abhören von ausländischen Sendern war bei Androhung von hohen Strafen, bis hin zur Einlieferung in ein KZ, höchst gefährlich. In den Abendstunden hörte mein Vater Radio Bero-münster oder den Londoner Rundfunk in der deutschsprachigen Nachrichtensendung. Das Sendezeichen dieses Senders war für mich immer etwas beängstigend, es waren vier Paukenschläge von jeweils drei Schlägen eines gleichen Tones und der 4. Schlag war eine Quinte höher. Die Lautstärke war so eingestellt, dass mein Vater immer das Ohr an den Lautsprecher halten musste.

Als damals 15jähriger besuchte ich noch die Höhere Handelsschule in Schwarzenberg. Wegen Lehrermangel hatten wir erhebliche Ausfallzeiten und es kam nicht selten vor, dass wegen Fliegeralarm der Unterricht ausfiel oder abgebrochen werden musste. In diesen Situationen fuhren auch keine Züge, so dass es sehr oft vorkam, dass wir dann die 18 km zu Fuß nach Hause laufen mussten. Da das Kriegsgeschehen immer mehr Opfer forderte und vor allem auch die letzten Reserven an Männern - alte Männer und Hitlerjungen von 16-17 Jahren - eingezogen wurden, musste auch der Schulunterricht drastisch eingeschränkt werden. Wir Schüler wurden als Hilfsarbeiter in die Rüstungsindustrie geschickt und so kam es, dass ich vom 09.10.1944 bis 17.04.1945 im Eisenwerk Wittigsthal arbeiten musste. Wöchentlich gab es einen Schultag, an dem lediglich die Hausaufgaben kontrolliert und neue Aufgaben erteilt wurden.

Im [Eisenwerk Wittigsthal](#), in dem eigentlich Öfen hergestellt wurden, musste ich zusammen mit russischen Kriegsgefangenen Arado-Flugzeugkanzeln zusammennieten. Manchmal wurde ich auch dazu eingeteilt, an Drehautomaten die Gusskörper von Splitterbomben abzdrehen.

Im Januar 1945 wurde unser Jahrgang im Wittigsthaler Hof gemustert. Die ersten im Befehlston gegebenen Anweisungen flatterten uns entgegen. Da ich noch nicht einmal 16 Jahre alt war, konnte ich den ganzen Umfang, der auf uns zukam, nicht erkennen. Man ließ eigentlich nur alles über sich ergehen, ohne die Gefahr zu erkennen. Meine Eltern sagten immer öfter: "hoffentlich ist der grausame Krieg bald vorbei." Im Februar 1945 musste ich zu einem VolkssturMLEHrgang nach [„Gottes Geschick“](#). In einem ehemaligen Huthaus des Bergbaues wurden wir untergebracht. Die Ausbildung dauerte eine Woche. Von einem armampuierten SS-Mann wurden wir gedrillt im wahrsten Sinne des Wortes. Schießen mit Karabinern und Panzerfäusten waren an der Tagesordnung. Auf dem Hang zum Wirtshaus „Katharina“ herunter standen kleine Fichten. Im Schneematsch ging es stundenlang herauf und herunter mit den Kommandos „hinlegen“ und „auf, Marsch, Marsch“. Nach einer Woche war von den etwa 50 cm hohen Fichten nichts mehr zu sehen. Es stimmt nicht, wie Paul Korb im Buch „Republik im Niemandsland“ auf Seite 37 schreibt, dass in Gottes Geschick „Werwölfe“ ausgebildet wurden. Um die Zeit, wo er das Lager aufgelöst haben will - nach der Kapitulation - war dort niemand mehr.

Nach dieser Zeit, in der wir erstmals mit militärischem Druck die Zeit verbringen mussten, ging die Arbeit in der Rüstung weiter. An den Besuch der Handelsschule war nun nicht mehr zu denken. Die höheren Schulen wurden geschlossen und der Unterricht wurde gänzlich eingestellt. Das letzte Zeugnis wurde Ostern 1945 ausgestellt, es wurde per Post zugestellt. In Ermangelung neuer Zeugnisformulare musste das Zeugnis von Michaelis 1944 eingereicht werden. Auf diesem Zeugnis wurden dann in einer provisorischen Spalte die Noten von Ostern 1945 eingetragen.

Die Fliegeralarme nahmen ab Februar 1945 drastisch zu. Es verging kein Tag, an dem kein Alarm war. Oftmals gingen tagsüber und auch nachts die Sirenen. Da wir im Tal wohnten und die Sirene der Stadt nur schwer hören konnten, musste **Alfred Heinz**, der Posthalter in Wittigsthal, mit einer Handsirene das ganze Tal ablaufen und Alarm auslösen. Wir standen nachts immer vor der Haustür und sahen die silberblitzenden Bomber der englischen und amerikanischen Luftstreitkräfte am Himmel. Dabei stand immer **Albert Gündel**, der uns immer so unheimlich vorkam. Er ist nie auf Arbeit gegangen und in seiner Küche hat er getischlert und gedrechselt. Wenn er etwas gesagt hat, war es immer geheimnisvoll - für uns unverständlich. Die Luftlagemeldungen im Rundfunk ließen uns nur ahnen, wo diesmal die Bombenlast abgeworfen wird. Meistens wurde nach diesen Luftlagemeldungen der Sender Leipzig abgeschaltet, so dass die Bevölkerung völlig im Ungewissen war. Mein Vater, der 1939 kurz zur Wehrmacht eingezogen wurde, musste schon nach 10 Wochen wegen Dienstunfähigkeit vom Wehrdienst wieder freigestellt werden. Das hatte jedoch zur Folge, dass er zur Freiwilligen Feuerwehr zwangsverpflichtet wurde. Bei Fliegeralarm hatte er sogleich zum Feuerwehrdepot zu eilen. Den Bombenangriff auf Chemnitz am 05. März 1945 haben wir in unserer Stadt aus 70 km Entfernung miterlebt. Nachdem die Bomberverbände, aus Südwesten kommend, weiterflogen, ahnten wir, dass entweder Chemnitz oder erneut Dresden bombardiert werden. Nach kurzer Zeit sahen wir am nächtlichen Himmel einen riesigen Feuerchein und am nächsten Tag kam die Schreckensnachricht, dass Chemnitz in Schutt und Asche gelegt wurde. Damals kreiste unter den Menschen der Spruch „Dresden, Chemnitz, Halle - dann ist der Krieg alle“.

Im Eisenwerk Wittigsthal wurde trotz des von jedem zu erkennenden Kriegsendes immer noch weitergearbeitet, die Flugzeugkanzeln türmten sich und wurden nicht mehr abtransportiert. In den letzten Apriltagen flogen amerikanische und englische Flugzeuge Tieffliegerangriffe. Im Tal von Unterjügel entlang des Breitenbaches und des Schwarzwassers kamen die Flugzeuge und schossen auf alles, was sich bewegte. Vereinzelte Militärkolonnen, die auf dem Rückzug aus Böhmen kommend in Richtung Westen fuhren, wurden genauso beschossen, wie auf den Straßen befindliche Zivilisten und auch Kinder. Ich konnte an einem dieser Tage nur noch hinter die Mauer am Treppenaufgang zum Wittigsthaler Hof flüchten und schon schlugen die Geschosse neben mir ein.

Es mag etwa am 25. April gewesen sein, da wurde in unserer Stadt eine Kampfkommandantur eingerichtet. Die Kommandantur war im Rathaus. In der Lederhandschuhfabrik der Firma Otto & Co. war ein Waffenlager untergebracht. Es mögen sich zu dieser Zeit etwa zwei Kompanien der deutschen Wehrmacht in der Stadt aufgehalten haben. In der Zeit bis etwa 4. Mai mussten die noch in der Stadt vorhandenen alten Männer Panzersperren an allen Ortszufahrten errichten. Quer über die Straßen wurden Baumstämme aufgeschichtet, die zuvor von den Fuhrwerksbesitzern aus dem Wald geholt werden mussten. Es war ein Irrsinn, denn diese sogenannten Panzersperren konnten niemanden aufhalten. In den ersten Maitagen verschwanden dann die deutschen Truppen in Richtung Westen, den amerikanischen Truppen entgegen. Soweit ich aus dem Erzählen weiß, fuhren sie über Eibenstock in Richtung Reichenbach/Vogtland. Kampfhandlungen gab es in unserer Stadt nicht.

Es kam der 8. Mai 1945, der Tag der bedingungslosen Kapitulation der deutschen Wehrmacht. Ein Aufatmen ging durch die Bevölkerung: nun wird sicher alles gut werden. Es wird keine toten Soldaten und keine Bombenangriffe mehr geben, das Schicksal der Vermissten wird sicher geklärt, die Kriegsgefangenen werden nach Hause zu ihren Familien zurückkehren. Obwohl alles, besonders in den größeren Städten in Trümmern lag und die wenigen Nahrungsmittel, die es auf Zuteilung gab, kaum den Hunger stillen konnten, waren die Menschen voller Optimismus, eine neue Zukunft aufzubauen. Viel halfen uns die in unserem Garten geernteten und im Keller eingelagerten Früchte für die tägliche Ernährung.

Die Trümmer sollten beseitigt werden, die Fabriken sollten wieder für friedliche Zwecke arbeiten, die Schulen sollten wieder mit ihrer Lehrtätigkeit beginnen und es wurde aufgeatmet

unter den Menschen, dass dieser schreckliche nazistische Terror beendet war. Doch so manches, was man sich erhofft hatte und das als selbstverständlich anzusehen war, kam nicht - es kam alles ganz anders.

Mein Vater hatte einen Schachpartner, den jüdischen Lederhandschuhfabrikanten Herrn **Lewinsohn**. Dieser Mann wird mir immer in Erinnerung bleiben, denn noch kurz vor seiner Deportation in ein KZ ging mein Vater bei Nacht noch in seine Wohnung an der Kurve gegenüber dem **Sägewerk Arnold**, um eine Reiseschreibmaschine „Erika“ abzuholen, die Herr Lewinsohn nicht den Nazis überlassen wollte. Auf dieser Schreibmaschine hat dann mein Vater eine Vielzahl Bittgesuche geschrieben.

In der **Heinz-Fabrik**, einer Fabrik für Büromöbel, waren auch in einem gesonderten Bau KZ-Häftlinge untergebracht. Bei Nacht und Nebel wurden diese Häftlinge in Richtung Böhmen abtransportiert. Auf dem Bahnhof in Bärtingen blieben zwei Waggonen stehen. Erst einige Tage nach der Kapitulation wurde man auf diese Waggonen aufmerksam. Es wurden nur noch Leichen vorgefunden. Die schon vorher Verstorbenen wurden am Waldrand über dem Bahnhof noch von der SS verscharrt.

Die Zeit davor

Aus Böhmen kommend fuhren in den drei bis vier Tagen nach dem 8. Mai 1945 deutsche Militärkolonnen in Richtung Westen. Offensichtlich um die amerikanischen Linien zu erreichen und der gefürchteten sowjetischen Kriegsgefangenschaft zu entgehen. Zu Schießereien kam es nicht, denn es waren ja keine gegnerischen Truppen zu sehen.

Die bisherigen Verwaltungsstrukturen blieben zunächst erhalten. Man musste abwarten was kommt und ob es zu einer Besatzung durch gegnerische Truppen kommt. Wir waren ein regelrechtes Niemandsland. Die Russen waren etwa bis Annaberg, Elterlein und die Amerikaner bis Auerbach, Lengenfeld, Kirchberg. Das Hauptproblem in diesen Tagen war die Sicherstellung der Versorgung mit Nahrungsmitteln, denn es kam aus diesem unbesetzten Gebiet niemand hinaus, um irgendwo Lebensmittel zu beschaffen.

Nach etwa fünf Tagen der Beruhigung kamen keine deutschen Truppen mehr durch den Ort. Doch eine neue Unruhe trat ein. Kommunisten und einige wenige Sozialdemokraten bildeten einen Antifa-Ausschuss und nutzten die Gunst der Stunde, um die Macht an sich zu reißen. Zwar vorerst noch etwas zurückhaltend, weil die Verwaltungen noch mit den von den Nazis eingesetzten Personen besetzt waren, andererseits jedoch, weil sich häufig amerikanische Jeeps sehen ließen, im Ort anhielten und Gespräche im Rathaus führten.

So haben offensichtlich die Amerikaner befohlen, alle Waffen, Fotoapparate und Rundfunkgeräte im Rathaus abzugeben. Mein Vater brachte auch seinen guten Zeiss-Ikon-Plattenapparat hin.

Die Kommunisten etablierten sich in den kommenden Tagen immer mehr. Sie lösten den **Bürgermeister Hans Eska**¹ ab, verhafteten den **Schutzmann Bernhard Pfob**² und bildeten eine Polizei, die in Zivil mit roten Armbinden im Ort patrouillierte.

Oberster Polizeichef war der berüchtigte und als rücksichtslos bekannte Erzkommunist **Paul Günther** aus Schwarzenberg, der gleichzeitig der Chef der Polizei im unbesetzten Gebiet war. Sein ergebener Helfershelfer, der ihm in nichts nachstand, war **Paul Korb**, ebenfalls

¹ geboren am 30.11.1898 in Johannegeorgenstadt, selbständiger Malermeister, † 21.10.1947 im Lager Mühlberg [Mitteilung der Initiativgruppe Lager Mühlberg e.V. vom 13.10.2014]

² am 27.05.1946 vom Sowjetischen Militärtribunal (SMT) der 19. Mechanischen Gardedivision nach dem Erlass [Ukas 43](#) zum Tode verurteilt; Vollstreckung des Urteils am 06.09.1946 [Mitteilung der Initiativgruppe Lager Mühlberg e.V. vom 13./14.10.2014]

aus Schwarzenberg. In unserer Stadt wurde als Bürgermeister **Paul Espig** eingesetzt. Sein Stellvertreter war Herr **Nechwatal**. Wie in anderen Orten dieses Gebietes bediente man sich, damit alles nach Demokratie und einen wirklichen Neuanfang auf demokratischer Grundlage aussah, auch einiger Christen, Parteiloser und Handwerker, die in einen sogenannten beratenden Ausschuss berufen wurden. Doch es zeigte sich sehr bald, dass dies nur eine Übergangserscheinung war, bis zu dem Zeitpunkt, an dem die Kommunisten mit Stalins Unterstützung die Macht vollends in den Händen hatten. Auf Waffenbesitz stand die Todesstrafe und so haben sich die Menschen in der Stadt nur gewundert, wie plötzlich die kommunistische Hilfspolizei mit Gewehren und Pistolen bewaffnet im Stadtbild zu sehen war. Neue Angst wurde unter den Bewohnern der Stadt breit. Es war schon erstaunlich, dass sich nur die Kommunisten und einige mit ihnen sympathisierende Sozialdemokraten als "Antifaschisten" bezeichneten.

Die Zeit der Nichtbesetzung fast des ganzen Gebietes der ehemaligen Amtshauptmannschaft Schwarzenberg erstreckte sich vom 8. Mai bis 26. Juni 1945. Während dieser Zeit wurde nicht ein einziges sowjetisches Militärfahrzeug gesehen. Bekannt ist mir nur noch, dass anlässlich der ersten Patrouillen der Amerikaner, der **NSDAP-Ortsgruppenleiter Börner** mitgenommen wurde. Die dann von den Kommunisten Festgenommenen sperrte man im Amtsgericht und im Schlossturm von Schwarzenberg ein. Es war nicht so, wie von Paul Korb im Buch „Republik im Niemandsland“ behauptet wird, dass diese Verhafteten von den Russen und Amerikanern abgeholt wurden. Die Wahrheit ist, dass die Schwarzenberger Kommunisten in nächtlichen Fahrten diese Menschen nach Annaberg brachten und den Russen übergaben. Und diese Menschen, die diese Verhaftungen ohne Auftrag, ohne Ermächtigung willkürlich vorgenommen hatten, nannten sich dann – auch noch während der DDR-Zeit – „Aktivisten der ersten Stunde“. Es gab keine rechtliche Grundlage für die willkürlichen Verhaftungen. In dieser Zeit der Nichtbesetzung waren keinerlei Befehle der Amerikaner oder Russen bekannt, die dieses Vorgehen rechtfertigten. Selbst der Befehl Nr. 1 der sowjetischen Militäradministration vom 9. Juni 1945 dürfte im unbesetzten Gebiet nicht bekannt gewesen sein, zumal er absolut nichts über festzunehmende Personen aussagt. Entscheidend für das Vorgehen der sowjetischen Truppen mit den in jeder Einheit vorhandenen Offizieren des [NKWD](#) (sowjetischer Geheimpolizei) waren Stalins Befehle Nr. 0016 vom 11. Januar 1945, Nr. 0062 vom 6. Februar 1945 und ganz entscheidend der Befehl Nr. 00315 vom 18. April 1945, die den Kommunisten nicht bekannt gewesen sein konnten, weil bei diesen Befehlen die erste Null „geheim“ und die zweite Null „streng geheim“ bedeuteten. Die erste rechtliche Grundlage zur Vorgehensweise hinsichtlich der Verhaftung und Verurteilung von Nazis und Kriegsverbrechern war die [Kontrollratsdirektive Nr. 38](#) vom 12. Oktober 1946.

Wie 1995 in einer Druckschrift aus Schwarzenberg zu lesen war, hatten bei den Verhaftungen durch die sowjetische Geheimpolizei NKWD 1945 auch persönliche Motive eine Rolle gespielt. Es ist festzustellen, dass völlig Unschuldige, die nicht einmal der nazistischen Partei angehörten, verhaftet wurden, während hohe Nazifunktionäre oder Führer von Nazivereinigungen geschont wurden.

Den abgegebenen Fotoapparat konnte sich mein Vater Mitte Juni 1945 wieder abholen. Aus einem Berg von Kameras sollte er sich seinen Apparat aussuchen, doch er war nicht mehr vorhanden und so hat er sich einen ähnlichen Apparat nehmen müssen. Im Nachhinein hat sich herausgestellt, dass die besten Stücke von all den abgegebenen Dingen nicht mehr auffindbar waren.

Ende Juni 1945 rückten dann die sowjetischen Truppen vor. Nun kam die Zeit, in der sich die roten Machthaber ihre Macht so richtig zeigen konnten. Alle, die sich selbst an die Macht gesetzt hatten, behielten ihre Posten, ja sie wurden zu willfähigen Helfershelfern, die Befeh-

le Stalins durchzusetzen. Man bildete einen sogenannten Aktionsausschuss, dem auch einige Nichtkommunisten angehörten. Die Wirtschaft kam nur allmählich wieder in Gang, es fehlte an Material und vor allem an Naturalien, um die Versorgung der Menschen zu sichern. Wir, meine Eltern und ich, bekamen eine Brotzuteilung von einem Vierpfundbrot je Woche.

Ein weiteres Problem stellte sich ein. Nachdem die Rote Armee einmarschiert war, kamen auch kriminelle Banden aus dem angrenzenden tschechischen Gebiet. Sie plünderten, nahmen mit, was sie gebrauchen konnten und, so habe ich es erlebt, sie räumten den ganzen Laden vom **Ullmann-Bäcker** aus und nahmen alle soeben gebackenen Brote mit auf tschechisches Gebiet.

Die Russen richteten eine Stadtkommandantur in der Heinz-Villa am Markt ein und im Rathaus saßen die neuen Machthaber. In der Polizeiwache haben sich die selbst ernannten neuen Polizisten niedergelassen.

Der Schulunterricht in der Höheren Handelsschule begann Anfang September wieder und so hofften wir, dass nach diesen vielen Unterrichtsausfällen und der langen unterrichtslosen Zeit der Abschluss doch noch erreicht werden kann. Der Beruf war ja notwendig für das weitere Leben. Es ging so recht und schlecht. Oft fuhren keine Züge nach Schwarzenberg oder wieder zurück, so dass genau der Zustand wie zu Kriegszeiten wieder eintrat - wir mussten die 18 km laufen oder konnten mal ein Stück mit einem Pferdefuhrwerk mitfahren.

Mein Vater hatte noch Arbeit als Buchhalter bei der Firma **August Kleinhempel**, Spedition und Möbeltransporte. Auf diesem Gebiet gab es nichts zu tun. Die drei Pferdegespanne, die Herr Kleinhempel hatte, wurden zu Holztransporten aus dem Wald und zum Transport von Nahrungsmitteln eingesetzt.

In der Zeit ab August folgten weitere Verhaftungen durch den NKWD. Die Rote Armee hatte keinesfalls ohne die „Aktivisten der ersten Stunde“ allein die Macht in die Hände genommen. Sie hat sich ihrer bedient. Diese selbsternannten deutschen Machthaber waren sehr willfährige Helfershelfer, besonders auf dem Gebiet, wo es galt, ihre eigene Macht zu stärken und zu sichern. Denunziationen für einen Sack Kartoffeln oder andere Lebensmittel waren keine Seltenheit. Aber auch Wohnungen von ehemaligen Naziparteimitgliedern wurden ausgeräumt. Was zu gefallen schien, landete in so mancher Kommunistenwohnung.

Meine Verhaftung

Am 23. Oktober 1945 nachmittags gegen 16 Uhr kam ich von meinem Vater, den ich in seiner Arbeitsstelle - Firma August Kleinhempel - besuchte. Ich ging die Bahnhofstraße entlang, um mich in unsere Wohnung nach Wittigsthal zu begeben. Etwa vor dem Kino sprachen mich zwei Männer der Hilfspolizei mit roten Armbinden an. Ich soll zu einer kurzen Befragung mit zur Polizeiwache in der Eibenstocker Straße kommen. Dort angekommen, saß ich drei Kommunisten, darunter Paul Espig, und zwei russischen Offizieren gegenüber. An dieser Stelle muss ich erwähnen, dass Herr Espig während der Nazizeit im Exil war. Die Familie Espig und wir waren Hausnachbarn in der Schallergasse. Frau Espig musste sich im wahrsten Sinne des Wortes ihren Lebensunterhalt auf den Knien verdienen. Sie war, wie man damals sagte, eine Scheuer- und Waschfrau.

Zurück zur Polizeiwache. Ich wurde befragt, wo wir Waffenlager angelegt hätten. Da mir derartiges überhaupt nicht bekannt war, konnte ich nur sagen, dass ich nichts von Waffenlagern weiß. Ich sagte auch Herrn Espig, dass er mich doch kennt, dass er mein Elternhaus kennt und dass wir in unserer Familie immer rechtschaffen waren. Nach etwa 15 Minuten fuhr ein Russenjeep vor, in dem bereits drei Jugendliche saßen. Ich kam dazu. In einer rasanten Fahrt ging es die Eibenstocker Straße hinauf und wir kamen über Wildenthal im Amtsgerichtsgefängnis in Eibenstock an. Dort wurden uns die Hosenträger und die Schnürsenkel

abgenommen. Etwa gegen 18 Uhr wurden wir einzeln in Zellen gesperrt, ohne einen Bissen Essen zu bekommen. An Schlaf war nicht zu denken. Die Gedanken kreisten im Kopf, was hast du nur getan, was legt man dir zur Last, kommst du wieder nach Hause, wirst du etwa erschossen? Große Angst hatte ich in dieser Zelle, die ich in meinem jungen Leben das erste Mal sah, ja in ihr eingesperrt war. Gegen 1 Uhr nachts wurde die Zellentür aufgeschlossen, ich erhielt die Hosenträger und die Schnürsenkel wieder und ohne weitere Worte sagte der Hilfspolizist, dass ich nach Hause gehen könne.

Auf dem Flur traf ich einen Jugendlichen, der auch mit nach Eibenstock gebracht wurde. Auch ihm hat man gesagt, dass er nach Hause könne. Er war armamputiert, so dass ich ihm erst einmal helfen musste, die Schnürsenkel einzufädeln. Nun kam erneute Angst auf, als wir das Gerichtsgebäude verlassen hatten, um den 17 km langen Fußweg nach Johanngeorgenstadt anzutreten. Es war offizielle Sperrstunde und zu dieser Zeit durften sich keine Zivilisten auf der Straße bewegen. Als wir kurz vor Wildenthal waren, kam ein Motorrad entgegen. Wir duckten uns hinter einen Baum, doch wir wurden angesprochen und der Motorradfahrer fragte in der Dunkelheit nach dem Namen meines Begleiters. Es stellte sich heraus, dass es ein Freund war, der ihn mit dem Motorrad nach Hause brachte. Nun stand ich mutterseelenallein auf der nächtlichen Straße. Ich nahm allen Mut zusammen, flehte zum lieben Gott, dass er mich auf diesem Fußmarsch begleiten möge. Gegen 6 Uhr morgens kam ich zu Hause an. Meine Eltern waren froh und ich natürlich auch. In die Schule nach Schwarzenberg zu fahren war an diesem Tag nicht möglich.

Voller Sorge, wie wohl alles weitergehen wird, blickten wir den nächsten Tagen entgegen. Und die Sorgen waren berechtigt: In der Nacht gegen 3.45 Uhr wurde mit Gewehrkolben an unsere Haustür geschlagen. Mein Vater sah zum Hausfenster heraus und er konnte erkennen,

dass Albert Gündel vor der Haustür stand und mit der Hand nach oben zeigte. Wir wohnten im zweiten Stock in der Wittigsthalstraße 19. Es kamen zwei Hilfspolizisten herauf und verhafteten mich. Vor der Haustür stand noch ein russischer Offizier, der eine Pistole in der Hand hielt. Links und rechts liefen je ein Hilfspolizist und hinter mir der russische Offizier, der mir den Pistolenlauf in den Nacken hielt.

Der Weg (Abb. 1) führte uns die Wittigsthalstraße entlang. Wir liefen die Spinnbahn hinauf und zu meinem Entsetzen wurde noch **Rolf Loffhagen**, ein geistig behinderter Junge, mitgenommen. Wir kamen auf dem Markt an und man brachte uns in das Haus der russischen Kommandantur. Die Hilfspolizisten verschwanden und wir waren ausschließlich den Russen, wie wir später erfahren, dem NKWD, ausgeliefert.

In einem Raum links im Erdgeschoss waren bereits weitere Jugendliche aus unserer Stadt, meist Klassenkameraden. An einem Tisch, der vor den Fenstern stand, saßen mehrere betrunkene Offiziere. In einem lautstarken Tonfall fragten sie über den Dolmetscher, wo wir Waffen versteckt hätten, wo Panzerfaustlager seien. Als man mich direkt fragte und ich nur sagen konnte, dass ich nichts Derartiges kenne und auch nicht weiß, sagte der Offizier: "Wenn du nicht sprechen, du kommen hinter Dratt". Damit waren die ersten, von Tritten, Schubsen und auf den Stuhl drücken begleiteten „Verhöre“ beendet.



Abb. 1: Wegeplan

Ohne unser Wissen mussten unsere Eltern Wäsche, Bettwäsche und eine Decke zusammenpacken, die von einem Hilfspolizisten abgeholt wurden. Zusammen mit diesen Packen wurden wir gegen 5 Uhr früh auf einen Lkw verladen. Der Lkw fuhr in Richtung Bahnhofstraße und bog dann nach rechts ab, fuhr über den Markt in Richtung Eibenstocker Straße. Vom Lkw aus sah ich noch kurz meinen Vater an der Ecke Hammerberggasse/ Schlott-Bäcker stehen. Besorgt sah er dem Fahrzeug nach und ich sah verängstigt zurück. Sollte es ein Abschied für immer sein? Gedanken kamen auf, was wird uns wohl bevorstehen? Eine Fahrt ins Ungewisse!

Die Packen mit der Wäsche und der Decke haben wir nie gesehen.

Wir waren **14 Jugendliche**, die abtransportiert wurden. Rolf Loffhagen hatte man Gott sei Dank wieder nach Hause geschickt.

Die Fahrt endete in Zwickau in der Parkstraße. In einer Villa, ich glaube es war die Hausnummer 12, war der GPU-Keller, d.h. die für diese Region zuständige oberste NKWD-Dienststelle.

In einem etwa 25 Quadratmeter großen Raum in einem Eckzimmer im Erdgeschoss, in dem außer einem eisernen Füllofen nichts war, wurden wir alle 14 untergebracht. Dort trafen wir auch die Beiden wieder, die am 23. Oktober mit in Eibenstock waren und nicht nach Hause durften. In diesem Raum brannte ununterbrochen das Licht, weil auch tagsüber die Jalousien heruntergelassen waren. Außer einem Stück trockenen Brots und einen Becher Malzkaffee gab es zunächst etwa drei bis vier Tage nichts weiter zu essen.

Wenn wir einmal die Notdurft verrichten mussten, wurde an die Zimmertür geklopft. Manchmal wurde die Tür geöffnet und wir wurden zu einer im Erdgeschoss gelegenen Toilette gebracht. Oft blieb die Tür verschlossen. So mussten wir uns eben behelfen. Im Raum standen rein zufällig etwa fünf leere Weinflaschen. In diese Flaschen haben wir uriniert, dann hat einer das Fenster geöffnet und kurz die Jalousie hochgezogen um den Urin auszuschütten. Das musste ganz schnell gehen, weil der vor dem Fenster aufgestellte Posten sofort mit dem aufgepflanzten Seitengewehr zustach.

An Schlafen war so gut wie nicht zu denken. Wir lehnten sitzend ringsherum an der Wand. Manchmal fielen die Augen doch ein bisschen zu. Wir waren nicht nur total übermüdet, sondern vor Hunger und Durst auch sehr entkräftet. Mit dieser Methode sollten wir willfährig gemacht werden. Das haben wir nichtsahnenden unerfahrenen Jugendlichen bald feststellen können. Am 4. Tag begannen die Verhöre, die prinzipiell nur nachts durchgeführt wurden. Es wurde in der Regel etwa um 24 Uhr begonnen. Zu den Verhören wurden wir einzeln gebracht. Sie dauerten immer etwa 3 bis 5 Stunden.

Die Verhörmethoden waren äußerst brutal. Man versuchte immer erst in einem leisen, oft mitleidvollem Ton die Fragen zu stellen. Die beiden Offiziere saßen im Dunkel des Raumes, daneben saß ein Dolmetscher, der zu erkennen war. Der zu Vernehmende saß im grellen Licht, er wurde von zwei sehr hellen Lampen ständig angestrahlt. Es wurde immer wieder nach Waffenlagern, Panzerfaustlagern und nach der illegalen Organisation Werwolf gefragt. Immer wieder wurde beteuert, dass uns derartige Lager nicht bekannt sind und dass wir die Organisation Werwolf nicht kennen. Immer wieder versuchten wir den Vernehmungsoffizieren klar zu machen, dass wir lediglich eine Woche zu einer Volkssturmbildung waren und dass es in Johanngeorgenstadt keinerlei Kampfhandlungen gab. Der Begriff "Werwolf" war

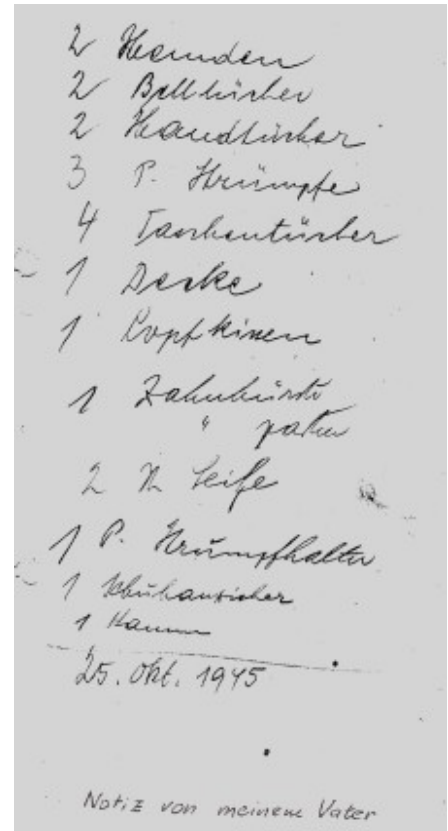


Abb. 2: Notiz des Vaters

uns bis zu diesen Vernehmungen völlig unbekannt - dort haben wir das Wort erstmals gehört und wir konnten uns beim besten Willen nicht vorstellen, was die Offiziere wollten. Nach anfänglichen menschlichen Tönen bei den Verhören steigerte sich immer die Lautstärke, ja es wurde herumgeschrien. Die Ursache war sicher auch der Wodka, der becherweise floss und den wir auch in uns hineinschütten sollten. Die Verhörmethoden steigerten sich in der Form, dass mit Stahlruten oder mit den Fäusten zugeschlagen wurde. Auch auf eine leere Weinflasche musste man sich mit entblößtem Unterkörper setzen - das tut sehr weh.

Als ich mich weigerte, nach dem 3. Verhör das Protokoll zu unterschreiben, griff der Offizier zu einem Porzellanaschenbecher der Bierbrauerei Grenzquell, der vor ihm auf dem Tisch stand und warf ihn auf mich. Ich tat blitzartig meinen Kopf zur Seite, so dass der Aschenbecher in eine hinter mir stehende Schranktür, die aus Glas war, flog. Die Folge war, dass es erneute Schläge gab. Das nach meiner Erinnerung 16-seitige handgeschriebene Protokoll wurde mir nunmehr zur Unterschrift vorgelegt. Ich erkannte, dass jeweils ein Wort in Anführungsstriche gesetzt war. Die mir damals schon bekannten kyrillischen Buchstaben ließen den Begriff „Organisation Werwolf“ erkennen.

Ich weigerte mich mit der Begründung, dass es „Volkssturm“ heißen müsse und ich den Wortlaut des Protokolls nicht kenne. Auf mein Drängen hin, wurde dann an allen Stellen des Protokolls, wo der Begriff „Werwolf“ stand, ein Zeichen angebracht und auf der letzten Protokollseite am unteren Rand ebenfalls. Darüber sollte ich dann unterschreiben. Ich weiß nicht mehr genau, ob ich nach den Schlägen unterschrieben habe oder nicht. Ich wollte nur eines, die Qualen und Torturen beenden. Es war mir schon fast alles egal. Komme ich jetzt auf eine Anklagebank? Werde ich verurteilt? Wer waren eigentlich die Russen, die das Recht hatten, unschuldige Menschen so zu quälen?

Meine Sorge war völlig überflüssig, **ich kam nie vor ein Gericht, blieb aber trotzdem auf unbestimmte Zeit in Haft.**

Nach etwa 10 Tagen brachte man uns **16 Jugendliche** in Pkws in das Landgerichtsgefängnis am Schwanenteich in Zwickau. Im Zellentrakt sahen wir uns zunächst für einige Zeit das letzte Mal. Wir wurden in schon mit Häftlingen belegte Zellen gesperrt. Ich kam in eine Zweimann-Zelle, in der bereits sieben Häftlinge waren. Ich war also der achte Zellenmitbewohner. Ein russischer Schließer, der offensichtlich der früheren Wlassowarmee angehört hatte, eigentlich auch ein Häftling, schloss die Zellentür auf, gab mir einen Fußtritt und sagte: „so, das jetzt dein zuhause“. Dann fiel die Tür ins Schloss und ich war mit sieben älteren Männern, alle aus politischen Gründen inhaftiert, in meinem „Zuhause“. Ich hätte weinen können, weil wieder andere Eindrücke da waren, immer mit den Gedanken, wie lange, wirst du überleben, was machen deine Eltern, kommst du nach Sibirien? In der Zelle waren nur zwei Pritschen, so dass immer nur jeweils zwei darauf schlafen konnten. Es waren blanke Bretter, kein Strohsack. Die nicht auf den Pritschen liegen konnten, mussten sich auf den blanken Betonfußboden legen.

In der Ecke stand ein Blechkübel für die Notdurft. Es gab nur vier Aluminiumschüsseln, in die zweimal täglich eine Kelle Suppe und früh eine Kelle Malzkaffee gegeben wurde. Das bedeutete, dass jeweils zwei Häftlinge sich den Schüsselinhalt teilen mussten. Früh gab es noch ein Scheibe Brot. Nach einigen Tagen wurde auch mir der Kopf kahlgeschoren. Das ist zwar fürchterlich, denn einer sieht dann so aus wie der andere, doch es tat eben nicht weh. Unsere Zelle war die letzte im Zellentrakt. In der am Zellenfenster angebrachten Sichtblende war zwischen zwei Brettern ein Schlitz. Als ich einmal durchblicken konnte, sah ich im dichten Schneegestöber einen Mann mit einer Tasche auf den Haupteingang zugehen. Russische Posten kamen mit dem Gewehr im Anschlag auf diesen Mann zu und vertrieben ihn - es war mein Vater, es war der 14.11.1945, so habe ich es auf einem Notizzettel meines Vaters feststellen können! Mir kamen die Tränen!

Ein kleines Kreuzchen, das ich in der Zelle fand, nahm ich an mich. Es hat mich während der ganzen Haftzeit begleitet und ich empfand mich dadurch beschützt. In der ersten Dezemberwoche wurde ich aus der Zelle geholt. An der Hauptwache waren wir 16 Johanngeorgenstädter wieder zusammen. Wir wurden in bereitstehende Busse gebracht und so fuhr ein Konvoi von fünf Bussen zu nächtlicher Stunde ab. Wohin wir fuhren wusste niemand nur eines wussten wir: es ging in nördliche Richtung. Sollte es etwa nach Sibirien gehen?

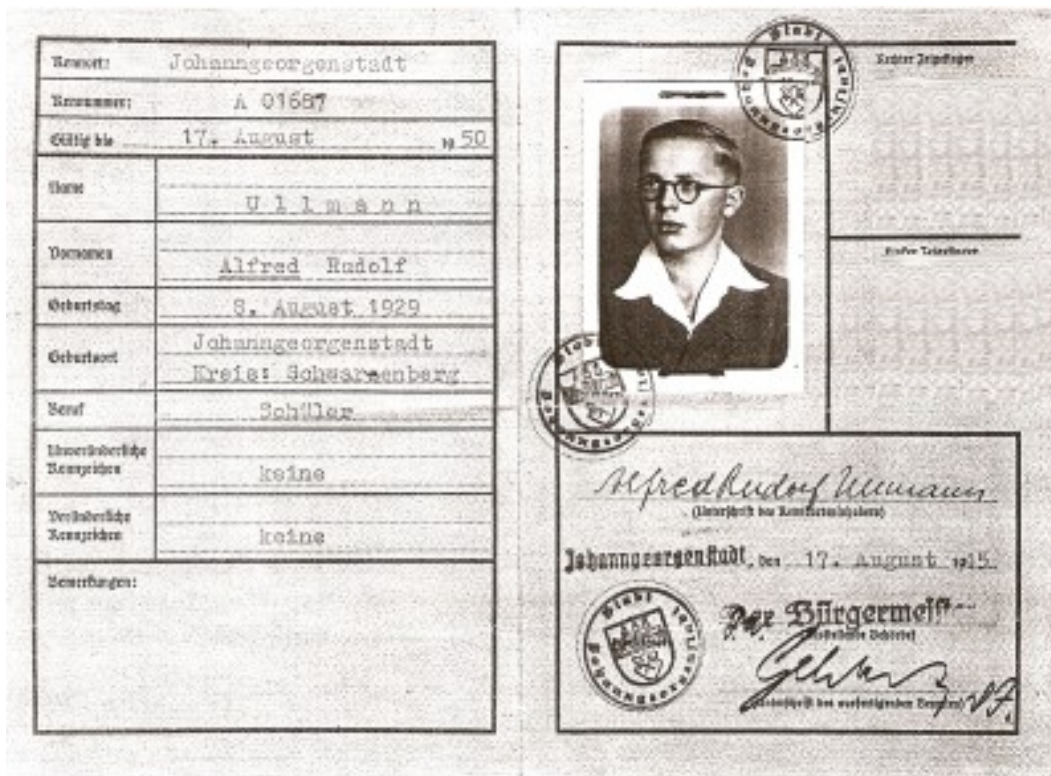


Abb. 3: Am 17.08.1945 ausgestellter Personalausweis Alfred Ullmanns

Mühlberg an der Elbe - Ein Todeslager

Nach langer Fahrt kamen wir gegen Abend vor einem Lagertor an. Es sprach sich herum, dass es sich um das Lager Mühlberg handelt. Das Lager war vor dem 8. Mai 1945 ein Kriegsgefangenenstammlager. Nachdem alle Busse angekommen waren, mussten wir uns in Fünferreihen anstellen. Es wurden alle Namen aufgerufen und man hatte mit „hier“ zu antworten. Bei mir kam es dabei zu einer Differenz, die mir beinahe zu einer Gefahr wegen falscher Angaben wurde. Ich war registriert unter meinen beiden Vornamen, Alfred und Rudolf. Ich wurde aufgerufen mit „Ullmann, Alfred“, danach wurde ich gefragt nach den Vatersnamen und ich sagte „Franz“, unwissend, dass in Russland der zweite Name immer der Vatersname ist. Doch es ging noch einmal glimpflich ab.

Wir marschierten durch das Lagertor. Zerlumpte, abgemagerte Gestalten standen an der von Pappeln gesäumten Lagerstraße. Plötzlich hörte ich eine Stimme, die rief „sind Johanngeorgenstädter dabei“. Ich sagte hier, und ein für mich alter Mann fragte, ob ich denn schon einen Esspott hätte. Ich verneinte und so gab er mir eine alte verrostete Konservendose. „Die brauchst du“ sagte er, „sonst bekommst du nichts zu essen.“ „Wer sind Sie denn?“ fragte ich. „Du brauchst nicht „Sie“ sagen, hier sind alle gleich. Ich bin der **Schlegel, Curt**.“ Ich habe ihn nicht erkannt, so abgemagert und zerlumpt sah er aus. **Curt Schlegel**³ war Drogist und ich bin oft in seinem Geschäft gewesen.

³ geboren am 14.05.1889; † 16.05.1946 im Lager Mühlberg [Mitteilung der Initiativgruppe Lager Mühlberg e.V. vom 13.10.2014]

Wir kamen in die **Baracke 34**, in der Zone III. Jede Baracke hatte einen gemauerten Mittelteil, in dem sich drei steinerne Waschrinnen befanden. Jeweils am Mittelteil angebaut befanden sich zwei aus Holzbarackenteilen bestehende, lange hallenartige Unterkünfte. In jedem dieser Barackenteile mussten 250 Häftlinge untergebracht werden. Die Nummerierung der Baracken war so, dass es, wie in meinem Fall die 34 a und die 34 b gab. Rings herum an den Wänden waren durchgehende Holzpritschen eingebaut und zwar in einer unteren und einer oberen Ebene. Nur in der oberen Ebene gab es etwa alle 5 m eine schmale Fensterluke, etwa in der Größe eines Kellerfensters.

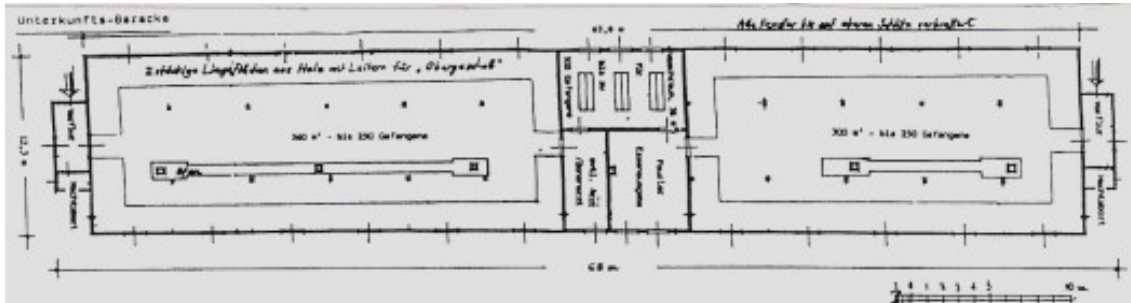


Abb. 4: Querschnitt einer Unterkunfts-Baracke im NKWD-Lager Mühlberg

Ich hatte mit meinen Johannegeorgenstädtern den Schlafplatz in der oberen Ebene, vor einem der Fenster. Jeder hatte ungefähr 50 cm Platz zum Liegen, d.h. wir waren eingeschichtet wie Bücklinge in der Kiste. Wir lagen auf blanken Brettern, ohne Decke zum zudecken. Nur das, was wir zur Verhaftung an hatten, war unsere ganze Habe. Mit der Jacke, es war Gott sei Dank eine dicke Cordjacke, die schon mein Vater getragen hatte, habe ich mich zudeckt - und wir haben unsere frierenden Körper durch das enge Zusammenliegen gegenseitig gewärmt. Es war Winterzeit, innen an der blanken Bretterdecke hingen infolge des undichten Daches lange Eiszapfen. Bei steigenden Temperaturen tauten diese Zapfen und so hatten wir auf der Lagerstatt immer Tropfwasser und natürlich feuchte Sachen. An den Hüften bildete sich nach und nach eine Hornhautschicht.

In der Baracke stand ein aus Ziegeln gemauerter Ofen mit einem langen Kamin. Es gab nur ab und zu einen Baumstamm, der vor der Baracke abgelegt wurde, der aber noch zerkleinert werden musste. Das Holz erst einmal zum Brennen bringen war eine Kunst, denn es war frisch geschlagen und tropfnass. Wenn erst einmal Feuer im Ofen war, dauerte es noch lange, bevor ein bis zwei Grad Temperaturerhöhung zu spüren waren. Alles in allem, wir haben in der Winterzeit nur gefroren und ich muss mich heute noch wundern, dass ich nicht mit schlimmen Erkältungen zu kämpfen hatte. Als Kind und heran wachsender Junge hatte ich mehrmals im Jahr Mandelentzündungen. Es ist wie ein Wunder, seit der Haft hatte ich bis heute damit nichts mehr zu tun.

Es sollte am Abend unserer Ankunft die erste Suppe geben. Nun sah ich mir meinen Esspott erst einmal an und musste feststellen, dass auf dem Boden noch ein Totenkopf aufgemalt war. Es war, wie man erzählte, eine Büchse, in der Blausäure war und die aus der Kriegsgefangenenzeit noch herumlagen. Nun kam die Frage, sollte man sie für den Schlag Suppe benutzen oder sollte man lieber hungern? Der Hunger zwang einfach dazu, das Wagnis einzugehen. So habe ich die Suppe aus der Büchse getrunken. Löffel hatte auch kaum Einer. Es gab ja auch nichts zu „löffeln“ geschweige zu „schneiden“. Löffel haben sich die meisten aus einem Stück Holz geschnitten, ähnlich wie diese runden Russenlöffel.

Früh gab es einen Kanten (300 g) Brot. Jeweils vier Häftlinge mussten sich ein Kastenbrot teilen. In Ermangelung eines Messers wurde es mit einer Schlinge aus feinem Draht, der irgendwo gefunden wurde, geteilt. Jeder von den Vieren hatte im Wechsel die „erste Wahl“ und so konnte man zum Gefühl kommen, den größten Kanten zu haben. Dazu gab es einen halben Liter Malzkaffee. Mittags gab es einen dreiviertel Liter Wassersuppe und abends

nochmal einen halben Liter. Suppe konnte man das eigentlich gar nicht nennen. Es war heißes Wasser, in dem ein Esslöffel voll Graupen oder Weißkraut oder Kartoffelstückchen herumschwammen. Zeitweise bekamen wir mittags Pülpe. Pülpe ist ein Abfallprodukt bei der Stärkeproduktion, eigentlich Maische genannt. Es dient vor allem als Füllmittel bei der Schweinemast. Für Menschen sehr gesundheitsschädlich, es ist eine übelriechende schmierige Masse und schwemmt den Körper auf. Hunger und Durst sind die Dinge, die uns tagtäglich begleiteten. Die Menschen nahmen immer mehr ab. Vor allem die älteren Mithäftlinge waren derart zusammengeklappert - es waren vielfach nur noch mit Haut überzogene Skelette.

Wenn die ersten Grashalme im Frühjahr irgendwo zu finden waren, so wurden sie gegessen. Ständig war man auf der Suche nach etwas Essbarem. Auch Baumrinde wurde, so oft diese beschafft werden konnte, gegessen. Aus Kiefernadeln kochte man sich Tee, wenn gerade einmal Feuer im Ofen war. Die Gespräche in den Baracken hatten somit auch dieses Thema fast immer zum Inhalt. Man sprach von gutem Essen, man hätte gern wieder einmal Pellkartoffeln mit Salz gegessen, denn das wäre ein Festessen gewesen. An Essgefäßen wurde alles verwendet, was zu finden war: Ofenkacheln, Konservendosen, ja es fanden regelrechte Grabungen mit Hilfe eines Stückes Holz statt, um vergrabene Aluminiumkochgeschirre aus der Kriegsgefangenenzeit wieder auszugraben. Mitte 1946, 17-jährig, habe ich nur noch 79 Pfund gewogen.

Die Mangelercheinungen, dieser Vitaminmangel, führten sehr schnell zu schlimmen Krankheiten. Zunächst häuften sich Fälle von Ruhr. Die Häftlinge halfen sich zunächst immer selbst, in dem sie Holz in den Ofen legten, das sie verkohlen ließen, um dann vom Holz-scheit die Holzkohle abzunagen. Manchmal half das, zumindest in nicht so schlimmen Fällen. Wenn es gar nicht mehr ging, musste man ins Lazarett, wo man wegen fehlender Arzneimittel immer dem Tod ausgeliefert war. Es gab Fälle von Typhus, Angina, Phlegmone, alle möglichen Hautkrankheiten, wie Furunkulose und Krätze, Lungenentzündungen, Rippenfellentzündungen, Herzkrankheiten und vor allem, nahmen die Lungentuberkulose und die Tuberkulose anderer Organe drastisch zu. Folge der totalen Unterernährung waren außerdem Dystrophie 2. und 3. Grades und Ödeme.

Die inhaftierten Lagerärzte leisteten unter diesen schwierigen Bedingungen unmögliches unter Aufwendung der noch wenigen Kräfte, die sie selbst hatten. Sie hatten kaum Möglichkeiten zu helfen und fast keine Medikamente. Sie wussten oft, dass nur noch ein bisschen Zuwendung, ein Trost eine kleine Hilfe für die Sterbenden waren. Die Folgen, vor allem die Langzeitfolgen von Dystrophie, die oft erst nach der Heimkehr in Erscheinung traten, waren Zucker, Krebs, Herz-Kreislauf-Krankheiten und Schlaganfälle, ja es kam auch zur Erblindung. Eine schlimme Hautkrankheit war auch die Bartflechte. Prinzipiell wurden alle Hautkrankheiten mit in Wasser aufgelöstem Kaliumpermanganat behandelt. Viele Haftkameraden liefen mit dieser lila Hautfarbe auf den Körperteilen herum. Ein Behandlungsmittel war auch der Eigenurin, selbst bei Diphtherie wurde mit Urin gegurgelt. Bis Anfang 1948 gab es im Lager kein Röntgengerät. Bis dahin hatten die Ärzte, vor allem **Prof. Keller** und **Dr. Bekkering** bis zur Erschöpfung in ganz normalen Lungenuntersuchungen Tbc-Kranke und Verdachts-Tbc-Fälle in separaten Baracken untergebracht, um die um sich greifende Lungen-Tbc zumindest einzudämmen. Erst nach der Lieferung eines gebrauchten Röntgengerätes konnte dann der Tbc-Befund mit Sicherheit festgestellt werden. Dieses Röntgengerät hat Prof. Keller, wie wir hörten, mit Russenbegleitung aus einer russischen Dienststelle geholt. Der Tod war eine tägliche Bedrohung - Depressionen waren vielfach feststellbar...

Die überhaupt nicht vorhandenen hygienischen Möglichkeiten leisteten all diesen aufgezählten Krankheiten noch Vorschub. Monatelang keine Seife. An den Wasserrinnen im Waschteil der Baracken tropfte oftmals nur das Wasser. Läuse, Wanzen und Flöhe in Massen. Die Ratten liefen in den Baracken herum und saßen oben auf den Dachsparren. Ich bin einmal

nachts wachgeworden als auf meinem Oberkörper eine Ratte saß. Das war in der Zeit, als ich in der Baracke 14 lag.

Erst nach einigen Monaten Lageraufenthalt wurde die aus der Kriegsgefangenenzeit vorhandene Badeanlage wieder in Betrieb genommen. So bestand dann die Möglichkeit, einmal im Monat ein Brausebad zu nehmen. Doch frische Wäsche gab es nicht. Man zog die schmutzige schon riechende Wäsche wieder an und so konnte sich das Ungeziefer schnell wieder einnisten. Wenn einmal mehr Wasser in den Baracken lief, haben wir das Hemd oder die Unterhose durch das Wasser gezogen und mit der evtl. vorhandenen Tenseife eingeseift. Danach erfolgte die Trocknung indem jeweils zwei Kameraden das Wäschestück vor der Baracke hin- und hertrugen. Aufhängen zum Trocknen war nicht möglich, weil es einerseits keine Leine gab und andererseits man damit rechnen musste, dass es gestohlen wird. In den ganzen Jahren hatte ich nur die Hose, die ich zur Verhaftung anhatte. Nach einiger Zeit wurden meine doch recht stabilen Halbschuhe zu klein. Ich vertauschte sie gegen ein Brot und ein Paar Holzpantoffeln. Und so kam es, dass ich während meiner gesamten Haftzeit nur Holzpantoffeln, die ab und zu aus einem Stück Brett erneuert werden mussten, anhatte. Im Winter wurden dann noch ein paar alte Lappen um die Füße gewickelt. Wenn man Verbindung zum Lazarett hatte, konnte man im Tausch gegen eine Tagesration Brot evtl. einmal ein Kleidungsstück von einem Toten erhalten.

Für vier Baracken, also für 2.000 Häftlinge, gab es hinter den Baracken stehend eine Großlatrine. In vier Reihen waren jeweils ca. 15 Sitze angeordnet. Der Raum hatte zwar Fensteröffnungen, die jedoch nicht verglast waren. Im Winter musste man dann bei Eiseskälte seine Notdurft verrichten. Toilettenpapier haben wir während der ganzen Haftzeit überhaupt nicht gesehen. Man musste den Finger nehmen, der danach im Sand wieder notdürftig gereinigt wurde oder man hatte ein Stückchen Stoff, das dann mit ein paar Wassertropfen, die gerade mal aus dem Hahn kamen, wieder „gewaschen“ hat.

In der Baracke gab es nur einen Notabort, der nur nachts mit Genehmigung des Postens, der vor der Baracke stand, benutzt werden durfte. Alle drei bis vier Wochen wurden wir auf Filzläuse in den Haaren und Schamhaaren kontrolliert. Nackt mussten wir uns vor eine junge russische Ärztin, die einen weißen Kittel anhatte, hinstellen. Mit einem Holzstäbchen hat sie dann in den Haaren herumgestochert. Wenn Läuse vorhanden waren, wurden alle Haare rasiert.

Nach den Hautfalten im Gesäß wurde man in den Grad der Dystrophie eingestuft. Dann kam evtl. eine Verlegung in eine der Dystrophiestationen des Lazaretts in Frage. Wenn auch sonst alles verdreckt war, der Fußboden in den Baracken, der mit roten Ziegeln ausgelegt war, musste wöchentlich mit einem Ziegelstein wieder schön rot geschliffen werden.

Von „draußen“ wusste man gar nichts. Wir hatten keine Uhren - aber es gab einen Zeitmelder. Alle Stunde wurde die Barackentür aufgerissen und der Zeitmelder schrie die Uhrzeit in den großen Barackenraum. Am Eingang hatten wir uns selbst ein Ziffernblatt mit Kreide auf die Wand gemalt und mit einem alten Nagel zwei Zeiger angebracht. Wenn der Zeitmelder kam, wurden dann die Zeiger auf die aktuelle Uhrzeit gestellt.

Ab Frühjahr 1948 kamen in jede Baracke vier Zeitungen - Tägliche Rundschau, Neues Deutschland, Berliner Zeitung, Nationalzeitung: je ein Exemplar für 250 Häftlinge. Bald hatte sich herumgesprochen, dass man damit durch eine Anzeige Nachrichten an die Häftlinge übermitteln kann. Dies geschah jedoch nur in der Nationalzeitung oder in der Berliner Zeitung. Auch mein Vater versuchte das, doch diesen Blättern wurde die Schaltung dieser Anzeigen bald untersagt, weil die Russen und natürlich auch die deutschen Stellen sehr bald erkannt hatten, was da vor sich ging. Der Text der Anzeige meines Vaters lautete: „Lieber Fredi! Zu Hause alles in Ordnung. Sind verzogen nach dem Ort der Filiale. Herzliche Grüße F. Ullmann und Frau.“ Datum: 29.08.1948. Eine zweite Anzeige wurde am 15.08.1949 aufgegeben mit folgendem Text: „Angorakatze entlaufen, abzugeben in Johannegeorgenstadt,

Wittigsthalstr. 19, F. U.” Beide Anzeigen erschienen nicht mehr.

Ab und zu hörte man eine Parole, die von den Kommandos, die nach außen durften, mit in das Lager gebracht wurden. An Kommandos gab es das Holzfällerkommando, das Jauchekommando und das Beerdigungskommando. Seltener wurden Handwerker aus der Handwerkerbaracke zu irgendwelchen Arbeiten vor das Tor gelassen.

Die Jauche wurde mit Schöpfern und Handpumpen in Jauchefässer gepumpt, die auf Pferdewagen waren. An jedem Pferdewagen waren etwa 20 Häftlinge, die den Wagen aus dem Lager ziehen mussten, um das Fass auf den umliegenden Feldern zu entleeren. Das Jauchekommando bestand zumeist aus den noch arbeitsfähigen Reichsgerichtsräten aus Leipzig. Fast alle dieser gequälten Menschen sind in Mühlberg verstorben. Diese Arbeit war für die ausgemergelten Menschen nicht nur anstrengend, sondern sie verstarben fast alle an Ruhr.

Das Beerdigungskommando war wohl das schlimmste Kommando, das es im Lager gab. Die nackten Toten wurden auf Holzpritschen gelegt und in einer langen Kolonne die Lagerstraße entlang bis zum Haupttor und dann um das Lager herum, am Sehnsuchthügel vorbei, zu den Massengräbern getragen. An der Anzahl der Pritschen, die getragen wurden, war die Anzahl der Toten zu erkennen. Auf manchen Pritschen lagen auch zwei Leichen. Obwohl in der Lazarettzone ein kleines Leichenhaus stand, wurden neben diesem die Leichen aufgestapelt. In dem strengen Winter 1946/47 lagen Berge nackter steifgefrorener Leiber auf diesem Berg. Die Massengräber waren große Gruben, in die mehrere Schichten an Leichen gelegt wurden. Zwischen jede Leichenschicht kam Chlorkalk. Bis etwa Mitte 1946 wurde an den großen Zehen der verstorbenen Blechmarken mit einer Nummer angebracht.

In der Lazarettverwaltung wurde vom Eibenstöcker **Mithäftling Klemm** eine Liste der Verstorbenen geführt. Das wurde dann wahrscheinlich den Russen verraten, so dass diese Registrierung eingestellt werden musste. Die Angehörigen haben nie eine Nachricht erhalten. Erst nach der Wende, 1990, wurden Totenlisten herausgegeben.

Als ich im Dezember 1945 nach Mühlberg kam, waren bereits mehr als 12.000 Menschen im Lager. Im April 1946 waren es 15.000 Häftlinge. In der Zeit von Dezember 1945 bis April 1946 verstarben mehr als 2.000 Häftlinge. Unter ihnen auch unser Schulkamerad **Frank Helmert**, der am 18. April 1946 an Diphtherie und Phlegmone starb.

Ihm zu Ehren und unserer Johannegeorgenstädter **Hans Eska** und **Curt Schlegel** sowie dem Breitenbrunner Lehrer **Richard Berger** haben wir 1991 auf dem Gräberfeld des Lagers Mühlberg ein Gedenkkreuz errichtet (Abb. 5).



Abb. 5: Gedenkkreuz in Mühlberg. 2014.

Der Tagesablauf im Lager war von Stumpfsinn geprägt. Nach dem täglichen Morgenappell wollte der Alltag nicht vergehen. Untätigkeit ist eine so große Qual, dass man verzweifeln konnte, ja man wird regelrecht psychisch krank. Man lief, soweit es das Wetter zuließ, immer die gleichen Runden um die Baracke. Bei schlechtem Wetter hingen wir in der Baracke herum. Jeder Parole wurde hinterher gerannt. Man erzählte sich von gutem Essen, das man sich so sehr wünschte, um wieder einmal satt zu sein - und wenn es auch nur Pellkartoffeln und Salz ist. Es war eine Folter, an der viele verzweifelten.

Täglich die vielen Toten, so konnte man sich in etwa ausrechnen, wann das Lager leer ist und man selbst auf dieser Pritsche hinausgetragen und verscharrt wird. Keine Nachricht von zu Hause zu erhalten, ist ebenso zermürend wie der tägliche Hunger. Dann wieder der tägliche Abendappell, zu dem man oft mehr als eine Stunde in Fünferreihen stehen musste, weil sich der zählende Sergeant erzählt hatte. Oft waren diese Soldaten, die den Appell abnahmen, auch betrunken. Mein Kamerad Joachim und ich gingen so oft hinter die Großlatrine, wo wir uns hinknieten, um gemeinsam zu beten. Gebete über Gebete, gefleht haben wir, dass uns der liebe Gott diese schlimme Zeit überstehen lässt und wieder nach Hause zurückführt.

Im Sommer 1946 wurde ich krank. Ich hatte eine offene Wunde am rechten Unterschenkel. Dr. Bekkering, der mich in der Ambulanz behandelte, hatte den Verdacht einer tuberkulösen Erkrankung. Da ich auch sehr abgemagert war, vermittelte er mich zum Schälmeister **Ernst Grosche**, ein Polizeibeamter aus Zwickau, der in der **Küche II** Meister des Kartoffelschälkommandos war. Dort konnte ich mich mit rohen Kartoffeln erst einmal etwas aufpäppeln, zumindest war mein Bauch voll. Am ersten Tag in der Schälküche gab mir Ernst Grosche ein kleines Blecheimerchen voll Graupensuppe. Ich sollte mich erst einmal satt essen. Ich hatte gar kein Sättigungsgefühl mehr, die Graupen liefen mir aus dem Mund wieder heraus – unglaublich.

Ich war immer noch in der Baracke 34 a und so kam es, dass ich Ende 1946 mit ausgesondert wurde für einen, so hat es sich herumgesprochen, Transport nach Russland. Wir kamen in eine Quarantänebaracke. Mein Retter und Bewahrer vor dem [Transport](#), der am 8. Februar 1947 nach Sibirien abging, war Dr. Bekkering. Er wies mich kurzerhand in seine Tbc-Station ein, wo ich dann einige Monate als Hilfspfleger gearbeitet habe. Dr. Bekkering behandelte auch mein offenes Bein, das inzwischen an drei Stellen bis auf den Schienbeinknochen offen war. Dr. Bekkering war Holländer und er sagte zu mir immer nur „Bartelche“. Sicher ein holländischer Ausdruck für Jungen in meinem Alter. Nachdem Dr. Bekkering über die Russen, unter Druck, Penicillinpuder für die Behandlung meines Beines beschafft hatte, wollte er die Heilung damit versuchen. Wenn das nicht hilft, so sagte er, müssen wir amputieren. Es half, aber sehr, sehr langsam. Er hat mich dann im Herbst 1947 aus der Baracke 18 wieder in eine Baracke außerhalb des Lazarettbereichs entlassen.

Es war doch Knochen-Tbc und das Bein war selbst zur Entlassung noch offen und ich war dann noch zwei Jahre in Behandlung, bis sich die Wunden schlossen. Während der Zeit in der Lazarettstation 18, in der neben einer Vielzahl von Tuberkulosekranken auch etwa 12 Epileptiker lagen, habe ich manche Hilfsdienste verrichtet. So auch das Entleeren der **Sputumgefäße**. Diese Gefäße wurden im Lager aus Lehm angefertigt und gebrannt. **Auf jedem Gefäß war auch ein aus Lehm geformter Deckel**. Dr. Bekkering hat mich oft mit zu den Röntgenuntersuchungen genommen, wo ich die Befunde aufschreiben musste, die er mir diktierte. Ich hatte immer großen Respekt, dass er sich mit der schweren Bleischürze vor den Bildschirm stellte. Er ließ nie Angst verspüren, sich anzustecken, im Gegenteil, er fand doch immer wieder beruhigende Worte. Auch hatte ich einige Male die Aufgabe, morgens einen Toten mit vor die Baracke zu legen, der in der Nacht verstorben war. Diese toten Kameraden wurden dann vom Beerdigungskommando abgeholt. Bei den in der rechten Ecke nach dem hinteren Barackeneingang liegenden Epileptikern habe ich erstmals in meinem Leben die Unterschiedlichkeit von epileptischen Anfällen erlebt.

Ich kam in die Baracke 11 in der Zone 3. Dort waren Handwerker, wie Schneider und Schuster untergebracht. **Karl Hauffe**, ein Schneidermeister aus Markkleeberg war mir etwas zugefallen. Obwohl ich dort auch zum Nichtstun verurteilt war, hatte ich die Möglichkeit, mir aus einem alten Bettlaken ein Hemd zu nähen. Karl Hauffe hat es zugeschnitten. Aus dem Leinen wurden Fäden gezogen, die als Nähgarn dienten und mit einer selbst gemachten Nadel aus Kupferdraht, die dann und wann wieder einmal auf einem Ziegelstein angeschliffen werden musste, habe ich dann die einzelnen Teile zusammengenäht. Dieses Hemd konnte ich später bei meiner Entlassung behalten und ich habe es mit nach Hause gebracht. In der Baracke 11 musste ich die noch nicht zugeheilten offenen Stellen an meinem Bein weiter behandeln. Stundenlang musste ich Umschläge mit Borwasser, später mit Bleiwasser machen. Wöchentlich musste ich in die Ambulanz in Baracke 19, wo mich Dr. Bekkering weiter behandelte. Nach und nach bildete sich eine hauchdünne Haut. Dr. Bekkering bin ich zu großem Dank verpflichtet. Er hat viel für mich getan und mich vor Schlimmem bewahrt.

Ende 1946, ich war noch in Baracke 34, wurden wir wie Schwerverbrecher registriert. In einer Baracke in der Zone 1 wurden auf einer Karteikarte die **Abdrücke aller zehn Finger** und der beiden Handballen abgedrückt. Danach wurden **Fotos von vorn und von der Seite** gemacht. Wir mussten ein Schild vor uns halten, auf dem die Häftlingsnummer stand. Meine Häftlingsnummer war 81.624, die mir mein Leben lang nicht aus dem Sinn gekommen ist. Diese „**Verbrecherkarteikarten**“ sind sicher bei allen anderen Unterlagen in Moskau in irgendeinem Archiv.

Eine sogenannte Umschulung oder Entnazifizierung gab es im Lager nicht. Auch die Potsdamer Direktive Nr. 38 des Internationalen Kontrollrates war den Häftlingen nicht bekannt. Wäre man nach der erst nach der Haft bekanntgewordenen Direktive Nr. 38 gegangen, hätten fast alle Häftlinge entlassen werden müssen.

Das Lager selbst war stark gesichert. Es gab Wachtürme, die mit Scheinwerfern bestückt waren. Zwei Stacheldrahtzäune, dazwischen spanische Reiter, Laufweg für die Hunde, Sichtblende aus Holz, elektrischer Zaun, davor eine verbotene Zone, die nicht betreten werden durfte. Wer sie betrat, wurde vom Wachturm aus erschossen. Als wir 1945 ins Lager kamen, konnten wir uns überall frei bewegen. Im Jahre 1946 wurde das Lager in fünf Zonen und die Küchenzone eingeteilt. Ab diesem Zeitpunkt war die Bewegungsfreiheit auf die jeweilige Zone eingeschränkt.

Ein Steckenpferd des russischen Kommandanten war die „Kultura“. Trotz leerem Magen musste Theater gespielt werden, wurden Konzerte aufgeführt. Wir hatten Kapazitäten auf diesem Gebiet im Lager. Z.B. die Schauspielerin [Marianne Simson](#). Den Kapellmeister [Hans Hackemesser](#). Aus Leipzig wurden Noten und Theaterzubehör geholt und aus Markneukirchen die Musikinstrumente für ein komplettes Orchester. Die der „Kultura“ angehörten, konnten wenigstens den Dingen, die sie beherrschten nachgehen. Der Stumpfsinn war für sie vorbei. Für die Häftlinge war es schon eine Abwechslung im stupiden Alltag, einmal im Monat irgendeine Aufführung, wie „Kabale und Liebe“ oder „Die Räuber“ zu sehen. Auch der Musiker **Fritz Rotter** - „Wenn der weiße Flieder wieder blüht“ - war im Lager.

Die Menschen im Lager waren anonyme Individuen. Kaum hat man mal seinen Namen gehört, es sei denn von den eigenen Kameraden nur den Vornamen. Die Leitung in den Baracken hatten zuerst von den Russen eingesetzte „Kompanieführer“ und „Spieße“, die später dann „Barackenältester“ und „Stellv. Barackenältester“ genannt wurden. Auch gab es in jeder Baracke einen „Fourier“, der die Aufgabe hatte, das Essen auszugeben und das Brot zu verteilen an die „Brotgemeinschaften“.

Alle vier bis sechs Wochen wurden in den Baracken Razzien durchgeführt. Verbotene Gegenstände, wie Papier, Messer, Scheren, Bleistifte, Nähnadeln wurden gesucht. Wurden solche Gegenstände gefunden, so verschwanden sie auf Nimmerwiedersehen. Doch schon bald hat man sich aus einem Stückchen Blech wieder ein kleines Messer oder aus Draht wieder eine Nadel hergestellt. Eine Schere gab es nur beim Barackenältesten, vor dessen Augen man sich die Finger-oder Fußnägel beschneiden musste. Schachspiele waren erlaubt. Auf den Tischen wurden Schachbretter eingeritzt und die Figuren wurden mit den verbotenen primitiven Messern in einfachster Weise geschnitzt. Die Art der Herstellung dieser Figuren hat die Russen offensichtlich nicht interessiert.

Im Frühjahr 1948 wurde ich noch in **Baracke 14** verlegt. Eine total heruntergekommene Baracke, blanke Erde war der Fußboden mit einer Vielzahl von Rattenlöchern. Es war die Invalidenbaracke, in der Dystrophiekranken und andere gesundheitlich belastete Kameraden lagen. Es war die schlechteste Unterkunft, die ich in meiner gesamten Haftzeit durchleben musste.

Es ist unerklärlich, warum die meisten meiner Haftkameraden bis 1948 entlassen wurden, obwohl wir alle in einer Nacht verhaftet wurden. Joachim Hänel kam 1947 nach Sibirien und nur Günther Schneider und Alfred Ullmann verblieben in Mühlberg.

Nach der Entlassungsaktion im Jahre 1948 verblieben im Lager Mühlberg noch etwa 3.400 Häftlinge. Für mich wieder eine Qual, eine Folter, warum war ich wieder nicht dabei? Was hatte ich denn verbrochen? Die langersehnte Freiheit war mir wieder nicht vergönnt. Ich musste mich in mein Schicksal fügen - Gott hat es so gewollt. Das Lager war fast wie ausgestorben. Was geschieht nun mit den verbliebenen Häftlingen?

Am 21. September 1948 mussten die Häftlinge jeweils in Gruppen zu 100 Mann in Fünferreihen vor dem Lagertor antreten. Unter strenger Bewachung mit Maschinenpistolen im Anschlag wurden wir über die abgeernteten Felder etwa 1,5 km zu einem Abstellgleis des Bahnhofes Neuburxdorf getrieben. Wer vor Entkräftung nicht mehr konnte, musste mitgeschleift werden. Wir wurden in Güterwagen zu jeweils 50 Häftlingen verladen. In den Güterwagen waren auf beiden Seiten Holzpritschen, auf denen jedoch nur die Hälfte der Häftlinge Platz hatten. Oben an den Seiten waren schmale, vergitterte Luken und unten war in der Mitte des Waggons ein Abortloch. Als Verpflegung gab es Röstbrot, einen Salzhering und während des gesamten Transportes nichts zu trinken.

Der Zug setzte sich in Bewegung - die große Frage war, in welche Richtung fährt der Zug? Als wir erkennen konnten, dass die Elbe überquert wurde, grassierten die Parolen. Nachdem einige Stationen, die wir im vorbeifahren erkennen konnten, feststand, dass es in Richtung Westen ging, war als Ziel Buchenwald fast sicher. Nach fast drei Tagen in Weimar angekommen, wurde der Zug auseinander gekoppelt und es ging mit Schiebelok den Ettersberg hinauf.

Buchenwald - Elend nahe der Klassikerstadt Weimar

Wie zu Zeiten des Nazi-KZ kamen wir an der Verladerampe des kleinen Bahnhofs am Lager Buchenwald an. Die Türen der Waggons wurden aufgerissen und mit „dawei, dawei“ wurden wir, wieder wie zu Nazizeiten, auf dem berühmten „Carachoweg“ bis zum Lagertor getrieben. Am Tor angekommen, wieder aufstellen in Fünferreihen. „Jedem das Seine“ stand, wie zu Nazizeiten, am eisernen Lagertor.

Auf dem Appellplatz, wieder antreten und wieder zählen. Nach langer Zeit kam ich in die Ba-

racke 10, zusammen mit mehreren Jugendlichen. Die Baracken waren ähnlich wie in Mühlberg aufgeteilt in ein Mittelteil als Waschraum und zwei Seitenteile. Die beiden Seitenteile waren in verschiedenen Baracken nochmals unterteilt. Im Lager waren bis zu 14.000 Häftlinge untergebracht. Die KZ-Häftlinge der Nazizeit waren gerade von ihren Qualen befreit und schon füllte sich ab August 1945 das Lager wieder. Die Russen füllten bis Weihnachten 1945 das ehemalige Nazi-KZ.

Im Gegensatz zu Mühlberg gab es keine ringsum laufenden Schlafpritschen, sondern jeweils zu einem Block zusammengestellte Holzdoppelstockbetten. Wie in Mühlberg mussten wir auf den blanken Brettern schlafen. Inzwischen hatte ich mir eine zerlumpete Decke besorgt, so dass ich mich neben dem Mantel auch mit der Decke zudecken konnte. Die Lebensbedingungen waren ähnlich wie in Mühlberg. Im bevorstehenden Winter erlebte ich wiederum Hunger und Kälte. Geheizt wurde im Winter nur eine Stunde am Abend. Läuse, Flöhe und Wanzen gab es wiederum in Unmengen. Nichts half dagegen und es war ja auch nichts vorhanden, um diesem Ungeziefer Herr zu werden. Die völlig unzureichende Beheizung und die katastrophale Ernährung führten dazu, dass viele Häftlinge erkrankten und starben. Wie in Mühlberg waren die Baracken in beiden Hälften jeweils mit etwa 200 bis 250 Häftlingen belegt.

Dr. Bekkering, der mir in Mühlberg stets ein helfender Kamerad war, habe ich aus den Augen verloren. Ich war in der Zone 1 und er in der Lazarettzone, zu der ich keinen Zugang hatte. Eines Tages kam in unsere Baracke ein aus dem Lazarett entlassener Häftling zurück. Mit ihm hat Dr. Bekkering ein halbes Brot für mich mitgeschickt.

Insgesamt war die Ernährung katastrophal. An der Küche war eine große Tafel auf der die täglichen Kalorienmengen standen. Danach hätten wir bestens ernährt sein müssen. In meiner Suppe fand ich eines Tages sogar eine tote Maus mit Fell.

Die Bewachung war noch schlimmer als in Mühlberg. Hier war jede einzelne Baracke nochmals mit einem Stacheldrahtzaun umgeben. Damit war der Bewegungsspielraum sehr eingeengt, denn es blieb nur noch die Fläche, die zwischen zwei Baracken vorhanden war. Auf diesem schmalen Streifen fanden auch die täglichen Zählappelle statt. Oft hatte man lange Zeit, ja Stunden zu stehen, weil man sich erzählt hatte und die Belegungsstärke nicht zu stimmen schien.

Anfangs hatte ich in Buchenwald nur den Stumpfsinn, das tägliche Vorsichhindösen als tägliche Beschäftigung. Nach kurzer Zeit lernte ich in meiner Baracke einen väterlichen Freund kennen, ein Studienrat aus Dresden. Er erzählte mir viel von seinen Kenntnissen als Lehrer und vor allem sagte er immer wieder, dass ich nicht verblöden darf. Aus seinem Wissen lehrte er mir Gedichte. Goethe, Schiller - Die Glocke, Der Taucher, Die Kapelle und andere. Täglich musste ich das Gelernte aufsagen und jeweils weitere vier bis acht Zeilen dazu lernen. Das hat mir viel gegeben und meinen Geist wachgehalten. Leider kam er ins Lazarett und ich habe ihn nie wieder gesehen. Er hat mir bei den täglichen Gesprächen auch von Albert Schweitzer erzählt, von seiner Tätigkeit als Urwaldarzt und von seinen Taten für arme Menschen. So haben wir uns oft gedacht, dass er wohl auch ein Arzt für uns sein könnte. Albert Schweitzer hat mich seit dieser Zeit nicht mehr losgelassen.

Das Untätig sein führte bei vielen Kameraden zu schweren psychischen Belastungen. Der Widerstandswillen und die Hoffnung aufs Überleben wurden geschwächt und so kam es zum geistigen Dahindämmern - zum Tod.

Nach etwa 10 Wochen in Buchenwald wurde ich zum Kartoffelschälkommando eingeteilt. Unsere Baracke war neben der Küche. Die Arbeitszeit war täglich von 17 Uhr bis morgens 5 Uhr. Jeder hatte in dieser Zeit 1,5 Zentner Kartoffeln zu schälen. Die Kartoffelschäler wurden in der Schlosserwerkstatt des Lagers angefertigt. Dementsprechend erschwerend war auch der Schälvorgang. Mit allen möglichen Mitteln musste erst einmal versucht werden, den Schäler zu schärfen. Um den gerundeten Blechgriff haben wir einen Fetzen Stoff ge-

wickelt, weil es an der rechten Hand nur dicke Schwielen gab. Teilweise wurden die Hände blutig, doch durchhalten war wichtig, denn die rohen Kartoffeln, die wir trotz Verbot essen konnten, haben uns den Hunger genommen. Im Schälkeller war ständig ein russischer Wachposten, „Kauposten“ genannt. Er hatte aufzupassen, dass wir keine rohen Kartoffeln essen, doch er konnte ja nicht überall sein. Sehr bald haben wir auch etwas erfunden. Aus einem Stück Blech haben wir uns mit Hilfe eines Nagels und eines Steines, Reibeisen hergestellt, die „Geige“ genannt wurden. Das Geriebene wurde in einen Lappen eingewickelt und auf die hinter unseren Sitzen verlaufenden Heizungsrohre gelegt. Nach einer Weile war es ein wunderbarer warmer Kartoffelpuffer. Im wahrsten Sinne des Wortes hat dieses Kommando zum Lebenserhalt beigetragen. Doch das Gegessene ging leider vom Essen des großen Topfes der Kameraden ab. Im Schälkommando war auch mein Kamerad **Bernd Simon** aus Wittgensdorf. Außerdem saß neben mir in unserer Schälrunde **Helmut Peitsch**, damals 42 Jahre alt. Er wurde 1950 nicht mit entlassen. Nach der Wende habe ich erfahren, dass er nach Waldheim kam und dort zum Tode verurteilt wurde. Am 04.11.1950 um 5.07 Uhr wurde er hingerichtet. In der Sterbeurkunde wurde von einem Arzt bestätigt, dass er an Herz- und Kreislauf-Insuffizienz verstorben sei.

Die bereits genannten Kauposten waren in ihrem Verhalten recht unterschiedlich. Es gab böartige Wächter, die auch sehr hart waren und Häftlinge, die beim Kauen erwischt wurden, in den Arrest schickten. Aber auch einige gutmütige Russen als Wachtposten kamen in den Keller. Einer hat sich oft in eine Ecke gesetzt, das Gewehr an die Wand gelehnt, und wir mussten singen: „Die Caprifischer“, „Heimat deine Sterne“ usw. Das hatte ihn erfreut. Es kam vor, dass er sagte: „nun singen Fischer“. Den Gefallen konnten wir ihm tun, denn es ergab sich dann die Möglichkeit, auch ungestört eine Kartoffel zu verspeisen.

Durch die Nässe und die Kartoffelstärke waren unsere Hosenbeine ganz steif. Sie waren wie Ofenrohre. Trocknen war kaum möglich, vor allem im Winter, so dass eben die nassen Hosen wieder angezogen werden mussten und sie trockneten allmählich am Körper. Wenn im Herbst die Weißkrauternte in der Freiheit begann, brachten die Russen oft mehrere Lkw-Ladungen mit Weißkrautköpfen ins Lager. Da diese Mengen nicht gleich verarbeitet werden konnten, wurde es geschnitten und in etwa 2 m hohe Fässer zu Sauerkraut eingestampft. Das geschah auch vom Kartoffelschälkommando. Wir stiegen in die Fässer und mit nackten Füßen begann das Stampfen. Durch das Salz brannten die Füße sehr. Die Fässer wurden von Handwerkern im Lager hergestellt. Die kleinen Kartoffeln wurden manchmal als Pellkartoffeln gekocht. Zum Pellen dieser Kartoffeln wurden jeweils ca. acht bis 10 Kameraden abgeordnet, damit nicht zu viel gegessen wurde. Die Abgeordneten haben sich dann die Hosenbeine zugebunden, Kartoffeln hinein gefüllt und auf der Toilette wurden sie dann den nicht abgeordneten Kameraden übergeben. Der Hunger zwang einfach zu vielfältigen Mitteln und Methoden. So wurde eben eine Kelle Suppe, die man erhalten konnte, einfach in die Mütze getan, weil der Esspott nicht dabei war.

Mein Bein war immer noch nicht geheilt. Ich hatte es immer mit einem Stück Leinen aus einem alten Bettlaken verbunden. Der Barackensanitäter gab mir eine Borsalbe auf den Verband, doch zugeheilt ist es bis zur Entlassung nie. Heftige Zahnschmerzen plagten mich tagelang. Damit ich das Kartoffelschälkommando nicht verliere, wollte ich auch nicht einen Tag ins Lazarett zum Zahnarzt. So habe ich einen Kameraden, der in der Handwerkerbaracke arbeitete, gebeten, mir eine Kombizange mitzubringen. Dafür musste ich ihm eine Tagesration Brot geben, denn es war strengsten untersagt, derartige Gegenstände mit in die Baracke zu nehmen. Mit dieser Zange habe ich mir im Waschraum dann vor einem halb blinden Spiegel den vorderen oberen Schneidezahn selbst gezogen.

Im Oktober 1948 kam auch noch mein Kamerad **Günter Schneider** nach Buchenwald. Er war noch in Mühlberg zum Abriss der Baracken verblieben. Nachdem diese Barackenteile abtransportiert waren, kam das sogenannte **Restkommando** auch nach Buchenwald.

Günter war Tischlerlehrling und wurde zwei Baracken über mir in der Handwerkerbaracke untergebracht. Welch eine Ironie: die Mühlberger Baracken wurden in unsere Heimatstadt Johannegeorgenstadt gebracht, dort wieder aufgebaut zur Unterbringung von Wismut-Bergleuten. Das Gebiet in Johannegeorgenstadt, wo diese Baracken standen, heißt heute noch „Mühlberg-Siedlung“ (Abb. 6).

Günter Schneider⁴ wurde im August 1949 als Einzelner über die Stasi-Zentrale in Dresden entlassen. Für mich heute noch sehr rätselhaft.

Razzien nach verbotenen Gegenständen außer Schachspiele, Zeitungen in der gleichen Anzahl wie in Mühlberg, gab es auch in Buchenwald.

Etwa im Mai 1949 wurde ich dem Kläranlagenkommando zugeteilt. Am untersten Zipfel des Lagers war eine Gärtnerei, in der Häftlinge arbeiteten und Gemüse ausschließlich

für die Russen anpflanzen mussten. Natürlich standen bei dieser Arbeit auch immer mehrere Posten, die aufpassen mussten, dass nicht von den Früchten gegessen wird. Die Kläranlage befand sich am Rande der Gärtnerei. Wir hatten die Aufgabe, im Wechsel den Klärschlamm aus einem der vier rechteckig angelegten Klärbecken auszuschaufeln und in die Gärtnerei zu Dünge Zwecken zu fahren. Dies geschah mittels zwei Feldbahnkipploren. Neben den Klärbecken verlief ein Gleis, das auf eine etwas höher gelegene Drehscheibe führte. Dorthin mussten die Loren geschoben und auf der Drehscheibe gedreht werden. Dann ging es abwärts in die Gärtnerei. Gebremst wurde mit Holzknüppeln, die zwischen Rad und Rahmen der Lore geklemmt wurden. Hinten standen zwei Häftlinge darauf und fuhren mit. An einer Tomatenplantage sollte der Schlamm abgekippt werden. Wir ließen eines Tages die Lore einfach sausen, sprangen ab und die Lore kippte an den Tomaten um. Der Kauposten verschwand und eilends pflückten wir einige Tomaten und steckten sie in die vorher zugebundenen Hosenbeine. Gott sei Dank hatte der Posten nichts gemerkt. Wegen Entkräftung konnte ich nicht mehr in dieses Kommando und so wurde ich wieder dem Kartoffelschälkommando zugeteilt. Darüber war ich sehr froh.

Die Krankheiten und die Sterblichkeit ähnelten sich den Verhältnissen wie in Mühlberg. Auch hier wurden die Toten in Gruben, mit jeweils vier bis fünf Häftlingen jämmerlich verscharrt, völlig anonym, ohne Registrierung und ohne den Angehörigen eine Nachricht zu geben. In Mühlberg waren es nach russischen Angaben 7.000 Tote und in Buchenwald eben so viel. Die Angaben werden angezweifelt. Es waren mehr, doch Beweise gibt es nicht.



Abb. 6: Informationstafel in Johannegeorgenstadt

⁴ **Günter Schneider**, geb. 24.09.1929 in Johannegeorgenstadt, wurde lt. Lagerjournal Buchenwald am 26.10.1945 in Johannegeorgenstadt von der Operativen Gruppe in Zwickau unter dem Haftgrund "Werwolf" verhaftet. Er kam am 11.11.1945 von Zwickau ins NKWD-Lager Mühlberg und am 14.10.1948 (sog. Restkommando) ins NKWD-Lager Buchenwald. Er wurde am 11.08.1949 gemeinsam mit einem Mitgefangenen (Lothar K., geb. 1928) am 12.08.1949 an den operativen Sektor des Landes Sachsen überstellt - zurückgehend auf einen Beschluss des Leiters der Abteilung Speziallager in der SMAD, Oberst Sokolovski vom 20.07.1949. Bittschreiben etc., die zu dieser Freilassung führten, befinden sich vermutlich im BStU-Archiv. [Mitteilung Gedenkstätte Buchenwald, Kustos Speziallager, vom 21.11.2014]. 1996 verstorben.

Alle vier Wochen ging es zum Duschen. Während der Zeit wurde in den daneben liegenden Gaskammern unsere zerlumpte Kleidung entlaust. Stinkend nach Cyankali erhielten wir die Klamotten zurück, doch genutzt hat das nicht viel, denn schon nach einem Tag hatte sich das Ungeziefer wieder eingenistet. Wie uns zumute war, als wir das erste Mal in diesen großen Duschaum kamen, kann sich niemand vorstellen. Das waren genau die Brauseköpfe, aus denen zu Nazizeiten das Blausäuregas strömte, mit denen die Nazis Menschen umgebracht hatten.

In unserer Baracke war ein älterer Mann. Wie wir erfuhren, ein Sozialdemokrat, der die Zwangsvereinigung zwischen SPD und KPD nicht mittragen wollte. Dieser Kamerad war zur Nazizeit wegen seiner sozialdemokratischen Parteizugehörigkeit bis 1945 in Buchenwald inhaftiert. Nach der Befreiung wurde er in seiner Heimatstadt Bürgermeister. Wegen seiner politischen Einstellung und weil er sich mit den Russen angelegt hatte hinsichtlich der Vergewaltigung der Frauen, wurde er kurzerhand wieder dorthin gebracht, wo er schon zur Nazizeit war. Ob er 1950 mit entlassen wurde, ist mir nicht bekannt. Dieser Kamerad, der ja das Lagerdasein während der Nazizeit und nun wieder beim NKWD erlebte hatte, sagte: „Unterschiede zwischen Nazi- und Russen-KZ gibt es nicht. Nur die Methoden in der Beseitigung der Menschen sind unterschiedlich. Früher Vergasung und Ermordung - heute lässt man die Menschen verhungern und behandelt nicht ihre Krankheiten.“

In Buchenwald war auch Marianne Simson, die dann noch in Waldheim verurteilt wurde. Auch einen alten Erzgebirgler traf ich dort. [Emil Krauß](#) aus Schwarzenberg, den Besitzer der bekannten Krauswerke, einen Hersteller von Zinkwannen und der ersten Waschmaschinen. Er kam dann noch nach Waldheim und wurde dort noch zu 12 Jahren verurteilt. Im Jahre 1954 wurde er entlassen. Er ging nach Westdeutschland. Als er 1977 starb, wollten seine Töchter ihn in Schwarzenberg in der Familiengruft beisetzen lassen. Das wurde von den DDR-Behörden verweigert. Erst nach der Wende fand die Beisetzung in Schwarzenberg-Sachsenfeld statt. Die Gruft befindet sich in unmittelbarer Nähe der Grabstätte meiner Eltern.

In Buchenwald gab es die gleichen Zeitungen wie in Mühlberg. Pro Baracke, also für ca. 250 Häftlinge, je ein Exemplar. Ab 1949 gab es auch pro Tag zwei Zigaretten der Sorte 1. Es war ein Hohn: nichts zu essen, ein leerer Magen fast zu jeder Tageszeit, aber zwei Zigaretten, die man nicht essen konnte. Ich habe sie immer vertauscht an das Küchenpersonal, die mir dafür ein Stück Brot gaben. Von „Kultura“ habe ich in Buchenwald nie etwas gemerkt. Es gab wohl eine Kulturbaracke, die ich jedoch nie gesehen habe.

Nun erlebte ich in Buchenwald das 5. Weihnachten fern der Heimat, fern meiner Eltern und immer mit der bangen Frage, ob man noch einmal nach Hause kommt, oder ob man im Massengrab landet, in dem man ohnehin immer mit einem Bein stand. Es war ein bedrückender Tag, der Heilige Abend, keiner sagte etwas, alle stierten vor sich hin, dann die bange Frage, was sie wohl zu Hause machen werden? Sind die Angehörigen noch am Leben? Immer diese Ungewissheit. Im Jahr 1949 kam man auf die Idee, vor Weihnachten etwas von der täglichen Ration abzusparen. Ein paar Scheiben Brot, das getrocknet wurde, täglicher Verzicht auf die gestrichenen Löffel Zucker und Marmelade und das bisschen Margarine. Das Brot wurde gerieben und mit kaltem Kaffee zu einem dicken Brei verrührt. Daraus wurde eine kleine, etwa 15 cm im Durchmesser runde Torte geformt. Die mit der Marmelade bestrichen und mit der vom Zucker und der Margarine gefertigten Creme verziert wurde. Das war unser Weihnachtsmahl. Die Torten standen auf den Tischen, wie sangen Weihnachtslieder und die Tränen flossen. Ein Russe kam herein, der nur so staunte, was wir uns selbst trotz des großen Hungers gezaubert hatten. Wortlos ging er wieder hinaus. Dann mussten wir in der Heiligen Nacht wieder den Weg zum Schälkeller antreten und für den nächsten Tag unser Pensum an Kartoffeln schälen.

Religiöses Leben gab es in Buchenwald auch nicht. Doch im Dezember 1949 verbreitete sich die Nachricht, dass zu Weihnachten ein Gottesdienst in der „Kultura“, die zu Nazizeiten Kinobaracke war, stattfindet. Der Gottesdienst fand auch statt, jedoch haben ich und viele tausend andere Häftlinge nichts davon gemerkt. Es gab Barackensperre, d.h. niemand durfte die Baracke verlassen. Nur etwa 1.000 Häftlinge, so hatte es sich herumgesprochen, wurden ausgesucht und in die „Kultura“ geführt. Die russischen Offiziere und die Wachmannschaften hatten Zivilkleidung an und sie saßen in den ersten Reihen und waren auch im Raum überall verstreut. Natürlich machte das einen besonderen Eindruck auf Landesbischof Mitzenheim. Wie ich nach der Entlassung erfuhr, hatte er sich jedoch nicht täuschen lassen.

Schon im Dezember 1949 verbreiteten sich Parolen, dass eine Entlassung kommt. In einer Handwerkerbaracke der Zone 1 wurden Stoffballen abgeladen, weitere Häftlinge mussten dort einziehen und es war zu hören, dass dort Bekleidung genäht wird. Am 15. Januar 1950 hörten wir in den Lagerlautsprechern die ersten Namen. Es waren Aufrufe zur Entlassung. Die Aufgerufenen wurden in eine Baracke in der Nähe des ehemaligen Krematoriums gebracht. Nun kam das tägliche Bangen, immer noch nicht den eigenen Namen gehört. Es waren schon zwei Wochen vergangen und ich war immer noch nicht dabei. Dann die erlösende Nachricht. Am 1. Februar 1950 wurde ich zur Entlassung aufgerufen. Es ging, so wie man war in den alten, zerfetzten und mit vielen Flecken besetzten Klamotten eilends zur Entlassungsbaracke. Dort hieß es nackt ausziehen, alle Lumpen auf einen Haufen werfen und zur Neueinkleidung gehen. Mein selbst genähtes Hemd, das ich an diesem Tag das erste Mal anhatte, konnte ich behalten, sicher, weil es noch so gut aussah. Man bekam eine Unterhose, ein Unterhemd (ein Oberhemd, das ich nicht brauchte), eine Hose, eine Jacke, einen Mantel, eine Mütze und ein Paar Igelithalschuhe (ein Kunststoff). Die Sachen hingen wie Säcke am Körper, alles in einer Größe schnell zusammengenäht, doch das war uns egal, nur raus.

Mein Kreuzchen, das ich während der ganzen Haftzeit um den Hals hängen hatte, habe ich in meine geschlossene rechte Hand getan, damit es mir nicht weggenommen wird. Der Russe sah die geschlossene Hand, ich musste sie öffnen und er sah das kleine Kreuzchen. Er stutzte, ein Lächeln ging über sein Gesicht und er schob mich weiter. An der nächsten Stelle erhielten wir die „Marschverpflegung“. Es gab ein Kastenbrot, je ein spitzes Tütchen mit trockenen grünen Erbsen und mit Zucker. Alles wurde in einen Bogen Zeitungspapier eingewickelt. Dann kam man an einen Schreibtisch, an dem eine Russin, die deutsch sprach, saß. Man wurde gefragt „wie viel Kilometer“. Es hatte sich schon herumgesprochen, mehr zu sagen als die Fahrtstrecke nach Hause in Wirklichkeit war. Nach dieser angegebenen Entfernung gab es das Fahrgeld für die Fahrkarte. Dann erhielt man den Entlassungsschein, der vom Landespolizeichef des Landes Thüringen unterschrieben war.

Kolonnenweise ging es über den großen Appellplatz zum Lagertor, wo man noch einmal den Entlassungsschein vorweisen musste. Das Tor öffnete sich und ich war nach 1.563 Tagen ungewisser Haft in der Freiheit. Ein unbeschreibliches Gefühl, das man nicht mit Worten ausdrücken kann – eine Wiedergeburt - ein neues Leben. Doch ganz frei waren wir noch nicht. Unter russischer Bewachung wurden wir mit einem Bus zum Bahnhof Weimar gebracht.

Dort, mit unseren Päckchen unter dem Arm, alle gleich aussehend mit einunddenselben Klamotten, wurden wir von Menschen umringt, die nach Namen fragten oder uns auch Fotos zeigten. Es waren Menschen, die ihren Vater, ihren Sohn oder ihre Tochter suchten. Wir trauten uns nicht, etwas zu sagen, da man uns bei Strafe verboten hatte, über die vergangenen Jahre zu sprechen. Außerdem standen überall Volkspolizisten und offensichtlich Polizisten in Zivil herum.

Nach dem Kauf der Fahrkarte ging dann zunächst die Fahrt nach Leipzig. Völlig verunsichert bewegten wir uns in der Freiheit, alle starrten auf uns, keiner traute sich uns im Zug anzusprechen, doch alle wussten offensichtlich, wer wir waren und wo wir herkamen. In Leipzig

kaufte ich mir eine Bockwurst für 8,50 Mark - ein Festmahl. Dann ging die Fahrt weiter bis Aue.

Ungewohnte Menschen in großen Scharen liefen überall herum. Was waren das für welche? Es stellte sich heraus, dass es Wismut-Bergleute waren. Wir hatten ja keine Ahnung, was sich in unserer Abwesenheit in unserer Heimat ereignet hatte. Mit dem Schichtzug der Bergarbeiter fuhr ich in meine Heimatstadt Johanngeorgenstadt, wo ich am 2. Februar 1950 gegen 4 Uhr morgens ankam.

Ich war zu Hause, konnte aber nicht zu unserer Wohnung, es war wegen dem Bergbau alles abgesperrt. Was nun - in der Heimat und man konnte doch nicht nach Hause? Wo konnte ich nun meine Eltern finden?



Abb. 7: 02. Februar 1950

Endlich zu Hause

2. Februar 1950 - Maria Lichtmess

Nun stand ich am Bahnhof in Johanngeorgenstadt und wusste nicht wohin. Da ich nicht nach Wittigsthal konnte, bin ich den Schützensteig hinaufgelaufen bis zum Haus der Firma August Kleinhempel, in der Hoffnung, dass irgendwann mein Vater zur Arbeit kommt. Gegenüber, an der Ecke bei Zigarren-Schäfer habe ich dann gewartet, denn alle Fenster waren noch dunkel. Gegen 6 Uhr wurde dann im ersten Stock Licht. Etwa gegen 6.30 Uhr kam ein Mädchen zur Haustür heraus und ging in Richtung Schule. Nun fasste ich Mut, klopfte an der verschlossenen Haustür. Eine Frau öffnete, ich vermutete, dass es Frau Kleinhempel ist. Sie fragt sehr ernst, was ich will. Nun sagte ich meinen Namen. Frau Kleinhempel schrie laut auf und rief „Walter, komm schnell, der Ullmann, Fredi ist da“. Walter Kleinhempel kam eilends die Treppe herunter, beide umarmten mich und ich musste mit in die Wohnung kommen. Dort erfuhr ich, dass meine Eltern, bedingt durch die Geschehnisse bei der Wismut, die Wohnung in Wittigsthal

verlassen mussten. Sie sind nach Schwarzenberg umgezogen und mein Vater war nun in der Filiale der Firma Kleinhempel wiederum als Buchhalter tätig. Herr Kleinhempel rief dann gegen 7:00 Uhr meinen Vater in Schwarzenberg an und erzählte, was sich ereignet hat. Kleinhempels gaben mir Fahrgeld und so konnte ich dann mit der Bahn zurück nach Schwarzenberg fahren. Gegen 8.00 Uhr kam ich in Schwarzenberg an und an der Bahnsteigsperrre standen meine Eltern. Unbeschreiblich, wie wir uns in den Armen lagen. Mit Sicherheit, wenn wir uns auf der Straße getroffen hätten, wir hätten uns nicht erkannt. Uns allen fehlten die Worte, zunächst kamen uns allen die Tränen. Überglücklich über die Heimkehr, liefen wir zur Karlsbader Straße 17. Erzählen über alles, was sich in der Haft und auch zu Hause in dieser langen Zeit ereignet hatte.

Unfassbar, 1.563 Tage Schweigelager, Isolierung und Todeslager sollten vorbei sein? Es war so, mit Gottes Hilfe habe ich diese schlimme Zeit überlebt und das Bangen meiner Eltern, ob sie mich wohl jemals wiedersehen, war vorbei.

Zur Entlassung wurde uns vorgegeben, dass wir uns sofort bei der Polizei anzumelden hätten. Noch am gleichen Tag gingen mein Vater und ich zum Meldeamt und vollzogen die Anmeldung. Staunen beim Polizisten: **Bisheriger Wohnort Buchenwald**. Aber keine Fragen wurden gestellt.

Abb. 8: Entlassungsschein: Eine Irreführung. Jeder Entlassene wusste, dass er nicht aus einem Internierungslager der Polizei des Landes Thüringen kam, sondern aus einem NKWD-Speziallager. Der „Entlassungsschein“ war zusammen mit der **Karteikarte des „Meldeamts/Kreispolizeiamts“** erfasst. Dieser Karteikarte ist zu entnehmen, dass Alfred Ullmann nach seiner Entlassung am 02.02.1950 nach Schwarzenberg „zuzog“. Als früherer Wohnort wird das „Lager Buchenwald“ angegeben. Perfide Bürokratie!

Bescheinigung

Hiermit wird bescheinigt, dass Herr, Frau Alfred Ullmann, geb. 1929
(Vor- und Zuname)

aus dem Internierungslager entlassen ist und sich auf dem Heimwege nach Johanngeorgenstadt Kr. Aue / Sachsen
(genaue Adresse) befindet.

Diese Bescheinigung berechtigt Obengenannten, die Eisenbahn zu benutzen. Als Personalausweis kann sie nicht dienen.

1. Februar 1950.

Landespolizeichef
des Landes Thüringen
H. Ullmann

Anmeldung bei der polizeilichen Meldebehörde

Am 2. 2. 1950 ist zugezogen

nach Schwarzenberg (Ort), Kreis Aue (Kreis), Karlshagen (Wohnung)

als Mieter — Untermieter — Schlafstelle — Dienst — Besuch bei (Zutreffendes unterstreichen)

Leiste Wohnung (Ort u. Kreis falls Ausland und Stadt) Straße Büchenwald Nr. 1 als Mieter bei W. G. Hart Untermieter bei (Zutreffendes unterstreichen)

Familienname Ullmann **Vornamen** Alfred **Familienstand** ledig **Beruf** Schüler **Geburts-** Tag 8. Mo- nat 8. Jahr 1929 **a) Geburtsort** Johanngeorgenstadt **b) Kreis** Kreis Aue **c) Staat** DDR **Staatsangehörigkeit²⁾** DDR

8 **9** **10** **11**

Bezeichnung des religiösen Bekenntnisses ev. luth. **Wohnort und Wohnung** (Ort, Kreis, Straße, Hausnummer) Joh. G. Hart **Bei Zuzug von außerhalb** a) Haben Sie schon früher in der hiesigen Gemeinde gewohnt? nein b) Für den Fall, daß die oben angegebene letzte Wohn-darüber lieh wird, Zweck u. vorauss. Dauer des Aufenthalts in der hies. Gemeinde? in Joh. G. Hart **Bei Zuzug a. d. Ausland, von Reisen, Wanderschaft, Schifffahrt od. früherem Wehrdienst:** Angabe, wann u. wo Sie zuletzt im Inland polizeilich gemeldet waren (Ort, Kreis, Straße, Hausnummer) in Joh. G. Hart **Sonstige Angaben** Privat Aue

Für Kraftfahrzeugbesitzer
Ich bin Besitzer des / der Lastkraftwagens Nr.
Personenkraftwagens Nr.
Krafttrades Nr.
Meiner gesetzlichen Verpflichtung zur Anmeldung der Wohnungsveränderung bei der Zulassungsstelle für Kraftfahrzeuge werde ich unverzüglich nachkommen.

Für Angehörige der Feuerwehr
Welcher Feuerwehr gehören oder gehörten Sie an?

Für Ausländer und Staatenlose
a) Art des vorhandenen Ausweises (Paß, Paßersatz):
b) Nr. des Ausweises:
c) Ausstellende Behörde:
d) Datum d. Ausstellg.: Schwarzenberg 2. 2. 1950
(Ort u. Datum d. Abgabe an die Meldebehörde)

Alfred Ullmann
(Eigenhändige Unterschrift des Angemeldeten)
Frau Ullmann
(Eigenhändige Unterschrift des Wohnungsinhabers bei Untermietern)
W. G. Hart
(Eigenhändige Unterschrift des Hauseigentümers bzw. des Verwalters)

Schwarzenberg 2. 2. 1950
(Ort u. Datum d. Abgabe an die Meldebehörde)

1) Es ist die politische Gemeinde anzugeben, nicht ein Wohnplatz, ein Amtsbezirk oder ein Ortsteil.
2) Bei mehrfacher Staatsangehörigkeit sämtliche angeben; bei Staatenlosigkeit: staatenlos und frühere Staatsangehörigkeit.

D 09 LPol. 128 E 12 49 300,0 Nachdruck und Änderung nur gemäß DA 115/49 der LRAVP

Mit Schreiben vom 13.02.1950 wurde ich für den 14.02.1950 zum stellvertretenden Bürgermeister der Stadt Schwarzenberg bestellt. Ich sollte in einer persönlichen Angelegenheit vorsehen. Das Gespräch dauerte etwa eine Stunde. Es wurde deutlich ausgedrückt, dass ich mir nichts zu Schulden kommen lassen darf, ich soll mich in den sozialistischen Staat einfügen und über die vergangenen Jahre habe ich bei Strafandrohung mit niemandem zu sprechen. Es liegt nahe, dass ich stets in Angst lebte, im Beruf oder im persönlichen Leben

etwas falsch zu machen.

Als ich zu Hause die Hose auszog, sah meine Mutter die Narben am Bein. Was hast du denn da gemacht, fragte sie. Ich erzählte, was geschehen war und dass ich noch diese offene Stelle habe. Meine Mutter sagte spontan, davon habe ich geträumt, du hast mir immer wieder dein Bein gezeigt mit den offenen Stellen. Am nächsten Tag bin ich dann mit meinem Vater zu Dr. Freudewald gegangen, damit das Bein weiter behandelt werden konnte. Auch Dr. Freudewald hat sehr ernst, ohne weiter zu fragen zugehört, was ich ihm über die vergangenen Jahre erzählte.

In allen Dingen, die nun auf mich zukamen, war ich sehr verunsichert. Ich wusste nicht genau, wie ich mich verhalten sollte oder welche Wege nun zu erledigen waren. So nahm sich mein Vater einige Tage Urlaub und wir erledigten alles. Ich hatte keinen Beruf, an Handelsschule war nicht mehr zu denken, weil sie geschlossen wurde. Die Kommunisten waren der Meinung, dass nur noch Arbeiter und keine Angestellten, geschweige denn Kaufleute gebraucht werden. Mein Vater kannte den kaufmännischen Leiter von "Energiebezirk Ost", dem örtlichen Stromversorger, sehr gut. Wir sind dann an einem Abend in die Wohnung von Herrn Gräßler gegangen, um wegen einer Arbeit nachzufragen. Meine alten Zeugnisse aus der Handelsschule und, so hatte ich den Eindruck, sein Bedürfnis zu helfen, ließen mich hoffen, bei der Energieversorgung eine Stelle zu bekommen. Nach einigen Tagen erhielt ich die Nachricht, dass ich am 9. März 1950 als Stromabrechner die Arbeit aufnehmen könne. Mein Anfangsgehalt betrug 235 Mark. Doch ich war froh, dass ich Arbeit hatte. Meiner schnellen Einarbeitung war es zu verdanken, dass die Probezeit schnell vorbei ging und ich bekam eine feste Anstellung. Eines hatte mir Herr Gräßler zur Bedingung gemacht, ich musste dem FDGB beitreten, mit dem ich zunächst gar nichts anzufangen wusste. Auf dieser Arbeitsstelle kam ich auch wieder mit meinem Spielkameraden aus Wittigsthal zusammen, der als Abrechnungskassierer tätig war.

Etwa Ende Februar bin ich dann nach Johannegeorgenstadt gefahren, um einen Breitenbacher Freund zu besuchen und mich bei ihm und seinen Eltern zurück zu melden. Am gleichen Tag besuchte ich auch unsere gute alte Bekannte auf der Schallergasse, in meinem Geburtshaus, **Helene Förster**. Auch sie war froh, mich wiederzusehen. Auf dem Weg zum Bahnhof stand ich wieder an der Ecke beim Zigarren-Schäfer. Alles was sich auf mich einstürzend in diesen paar Tagen ereignet hatte, lief wieder wie ein Film vor mir ab. Plötzlich stand ein Mann vor mir. Er sagte zu mir „ich war fei damals nicht dran schuld“. Nach einer Weile erkannte ich den Mann: es war Paul Espig, der nicht mehr Bürgermeister war, aber den sein Gewissen sicher sehr geplagt hat. Ich ließ mich in kein Gespräch ein, drehte mich um und ging weiter. Kurze Zeit später ist Paul Espig verstorben.

Nun fehlte noch einer von uns 16 Johannegeorgenstädter Jugendlichen. Joachim Hänel war noch nicht da, er war noch im Gebiet von Kemerowo in Sibirien. Im Juli 1950 kam auch er nach Hause. Nun kamen wir alle in der „Gabe Gottes“, einem alten kleinen Gasthaus am Schwefelwerk in Johannegeorgenstadt, zusammen und feierten nach unseren damaligen Möglichkeiten das Wiedersehen.

Die Jahre vergingen, öffentlich konnte und durfte man nicht über die vergangene Zeit sprechen. In den Fragebogen und Personalbögen der Betriebe musste man alle Anschriften angeben. Und so habe ich von 1945 bis 1950 immer „Buchenwald“ angegeben, aber niemals hat mich ein „Kaderleiter“ gefragt, was ich denn dort gemacht habe – eisiges Schweigen über die in der DDR verschwiegenen Ereignisse.

Irgendwann in den siebziger Jahren fiel mir ein Buch in die Hände. Manfred von Brauchitsch, der damals aus Westdeutschland in die DDR übersiedelte, schrieb dieses Buch „Ohne Kampf kein Sieg“. Auf der Seite 227 schrieb er auch über einen Besuch im Februar 1951 in Buchenwald. Er war der Meinung, wie viele Westdeutsche, dass das Lager noch in Betrieb

sei. Er schrieb „In dreistündigem Marsch durchstöberten wir alle Ecken und stellten fest, dass sich - entgegen den westdeutschen Behauptungen - niemand mehr in diesem Lager befand. Aus dem allgemein verkommenen und zerfallenen Zustand konnte man deutlich ersehen, dass hier seit Jahren kein Mensch mehr festgehalten wurde.“ Zu dieser Zeit konnte Herr Brauchitsch auch niemanden mehr im Lager Buchenwald finden.

Es mag etwa Mitte Februar 1950 gewesen sein, als wir im Rundfunk, ich glaube, es war der Deutschlandfunk oder Rias Berlin, **Dr. Bekkering** hörten, der über die Zustände in den Ostzonen-KZs sprach. Seitdem habe ich von diesem Arzt, der sich unter schlimmen Bedingungen aufgeopfert hat, nichts mehr gehört.

Nun war auch mein Traum, den ich im Alter von etwa 15 Jahren hatte, erfüllt. Ich träumte seiner Zeit im Jahr 1944, dass man mich im Lager Buchenwald eingesperrt hatte. Im Traum sah ich alles, die Lagerstraßen, die Baracken vor mir. Diesen Traum habe ich mein Leben lang nicht vergessen. Ein Psychologe sagte mir, dass dies durchaus möglich sei.

Eines ging mir in all den Jahren nicht aus dem Sinn! Warum wurden wir zu so unterschiedlichen Zeiten entlassen? War es Willkür oder nach welchen Kriterien wurde vorgegangen? Ein Historiker, der ab 1991 in Waldheim tätig ist, sagte mir, dass ich großes Glück hatte, nicht unter den im Jahre 1950 nach Waldheim gebrachten Häftlingen gewesen zu sein.

Das Geschehen zu Hause in den Jahren meiner Haft

Wir waren von zu Hause weg und unsere Eltern wussten nicht, wohin man uns gebracht hatte. In vielen gemeinsamen Beratungen haben unsere Eltern alles versucht, unsere Unschuld zu beweisen. Eine Vielzahl von Bittgesuchen hat mein Vater, oft in Absprache mit Herrn Max Hänel und Herrn Walter Schneider verfasst und an die verschiedensten politischen Stellen der deutschen Verwaltung oder an Behörden der sowjetischen Militäradministration geschickt.

In mehreren Vorsprachen beim Bürgermeister oder den Polizeioberen von Johanngeorgenstadt wurde immer wieder darauf gedrängt, dass die Stadtverwaltung etwas zu unternehmen hätte, um die verhafteten Jugendlichen frei zu bekommen. Die wichtigsten errungenen Dokumente, die unsere Unschuld belegen, sind vom 31.10.1948, vom 16.05.1949 und vom 30.08.1949. Diese Dokumente wurden vom Bürgermeister und von den damals zugelassenen Parteien und vom FDGB unterzeichnet. Ausgerechnet die Kommunisten, die damals für unsere Verhaftung sorgten, haben nunmehr unsere Unschuld bestätigt.

Ein fast dramatisches Ereignis gab es im Frühjahr 1947. In der Turnhalle fand eine Einwohnerversammlung statt. Unsere Mütter forderten demonstrativ von den Machthabern die Freilassung der Jugendlichen. Der damalige Schwarzenberger Kreispolizeichef Paul Günther ging mit gezogener Pistole auf unsere Mütter los.

Die Bemühungen meines Vaters, der stets für alle Jugendlichen die Bittgesuche geschrieben hatte, werden nachfolgend aufgezählt:

- 24.11.1945 Marschall Shukow, Berlin
- 24.11.1945 Landtagspräsident Friedrichs, Dresden
- 26.11.1945 Zentralverwaltung, Berlin
- 27.11.1945 Landrat Schwarzenberg
- 08.12.1945 Jugendausschuss Johanngeorgenstadt
- 12.12.1945 Herrn Wanke, Polizeichef, Johanngeorgenstadt
- 01.01.1946 Landesverwaltung Dresden
- 02.01.1946 Kommandant Tarasow, Zwickau
- 10.01.1946 Major Orschikano, Zwickau
- 13.06.1946 Schreiben von der Ortsgruppe der SED, Johanngeorgenstadt

- 15.09.1946 FDJ-Landesleitung Dresden, Herr Bialek
- 25.09.1946 SED Johanngeorgenstadt
- 06.10.1946 Sowjetische Militäradministration, Dresden
- 23.10.1946 Bittschreiben der Johanngeorgenst. Parteien an die Sowj. Militäradministr.
- 07.06.1947 Antwort von der SED Sachsen, Otto Buchwitz
- 26.11.1947 Tribunal-Gericht der SMA, Dresden
- 29.11.1947 Landesbischof Hahn
- 01.12.1947 Kardinal Preysing
- 13.01.1948 Antwort von Kardinal Preysing
- 08.03.1948 Tribunal der SMAD, Dresden
- 06.06.1948 Ministerpräsident Seydewitz, Dresden
- 15.06.1948 Antwort von Herrn Seydewitz an die Stadtverwaltung Johanngeorgenstadt
- 10.10.1948 Ministerpräsident Seydewitz, Dresden
- **31.10.1948 Landtagspräsident Buchwitz, Dresden** (Abb. 9, S. 29)
- 31.10.1948 Deutscher Volksrat, Berlin
- 25.12.1948 Gewerkschaftssekretär Aßmann, Zwickau
- 03.01.1949 CDU, Prof. Hickmann, Dresden
- 03.01.1949 Antwort von Herrn Aßmann
- 16.01.1949 Landesausschuß Sachsen, Dresden
- 16.01.1949 Deutscher Volksrat, Berlin
- 30.01.1949 Kardinal Preysing, Berlin
- 21.02.1949 Antwort Landesausschuß Sachsen, Dresden
- 31.03.1949 Antwort von Herrn Aßmann
- 04.04.1949 Deutscher Volksrat, Otto Aßmann, Berlin und Zwickau
- 07.04.1949 Antwort von Herrn Aßmann
- 16.05.1949 **Schreiben der SED-Ortsgruppe Johanngeorgenst.** (Abb. 10, 11. S. 30)
- 01.06.1949 Landtagspräsident Otto Buchwitz, Dresden
- 13.06.1949 Antwort von Otto Buchwitz, Dresden
- 15.06.1949 Antwort von Max Seydewitz an Bürgermeister Johanngeorgenstadt
- 08.07.1949 Antwort von Otto Buchwitz, Dresden
- 30.08.1949 **Landtagspräsident Otto Buchwitz, Dresden** (Abb. 12, 13. S. 31)
- 21.11.1949 Sowj. Militäradministration, Major Marschak, Dresden.

Kopien einiger Schreiben sind auf den Seiten 29 – 31 abgedruckt.

Zweimal war mein Vater persönlich bei der SMA in Dresden. Er mietete sich einen Dolmetscher und sprach im November 1947 dort vor. Er sollte nach vier Wochen wiederkommen, jedoch hat man ihn nicht mehr vorgelassen. Im November 1949 war er erneut in Dresden bei der SMA bei Major Marschak. Der Major ließ von der Dolmetscherin fragen, woher mein Vater seinen Namen weiß. Mein Vater nannte den Namen nicht. Die Dolmetscherin des Majors flüsterte meinem Vater zu, dass er auf der richtigen Spur sei. Auch hier sollte er in vier Wochen wiederkommen. Bei der erneuten Vorsprache sagte man meinem Vater an der Wache, dass es diesen Major Marschak nicht gibt. Damit war wieder alles vergebens.

Eine weitere Reise führte meinen Vater nach Berlin zu Präsident Pieck im Oktober 1949. Er ging zum Schloss Niederschönhausen und bat um Einlass. Man wollte ihn nicht vorlassen, doch nachdem er mehrere Stunden an der Wache stehen blieb, hat man in dann doch zum Präsidenten gelassen. Der Präsident erklärte, dass er das Problem nicht im Einzelnen lösen könne, es ist nur eine generelle Lösung möglich, an der er zurzeit arbeite.

Vielen Dank für diese Mühen, oft nur mit einem Stück trockenen Brot in der Tasche!

A b s c h r i f t

Der Stadtrat
zu Johanngeorgenstadt

Johanngeorgenstadt, am 31.10.48

Die Bitte der Eltern der im Oktober 1945 in Johanngeorgenstadt verhafteten Jugendlichen auf Freilassung ihrer Kinder wird wärmstens befürwortet. Die Kinder sind schuldlos. Sie haben nichts getan, was als feindselige Handlung oder Sabotage gegen die Besatzungsmacht angesehen werden könnte. In Johanngeorgenstadt sind keine Fälle dieser Art vorgekommen. Es ist die Annahme berechtigt, dass die Feststellungen über die Schuldfrage die Jugendlichen zu Unrecht belasten und die Erörterungsergebnisse sinnentstellend erfolgt sind.

Der hohen sowjetischen Militär-Administration werden die Eltern und mit Ihnen die gesamte Einwohnerschaft von Johanngeorgenstadt für die Anordnung der Haftentlassung der Jugendlichen außerordentlich dankbar sein, zumal durch die Haft von reichlich 3 Jahren die Jugendlichen schon schwer und unschuldig gebüßt haben.



Stempel:
Stadt Johanngeorgenstadt

Der Stadtrat

[Signature]
stellvertr. Bürgermeister

Die unterzeichneten politischen Parteien unterstützen die oben aufgeführte Bitte der Eltern der im Oktober 1945 in Johanngeorgenstadt verhafteten Jugendlichen. Es wird deshalb die Hohe Sowjetische Militär-Administration gebeten, eine wohlwollende Entscheidung anzuordnen.

Johanngeorgenstadt, den 31.10.48

Der A D - Block

Stempel:
Sozialistische Einheitspartei
Deutschlands Ortsgr. Joh-Georg-Stadt

Stempel:
Liberal-Demokratische
Partei Deutschlands
Ortsgr. Joh-Georg-Stadt

Freier Demokratischer Christlich-Demokratische
Gewerkschaftsbund Deutschlands
Ortsvorstand Ortsgr. Joh-Georg-Stadt
Johanngeorgenstadt

[Signature]
Ortsvorstand

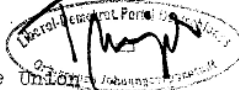


Abb. 9: Schreiben an den Landtagspräsidenten Buchwitz, Dresden

Am 25. Oktober 1945 wurden von seiten der Besatzungsbehörde in Johanngeorgenstadt 16 Jugendliche unter dem Verdachte, der Wehrwolforganisation angehört zu haben, verhaftet.

Johanngeorgenstadt selbst wurde niemals Kampfgebiet und wurde erst Mitte August 1945 von der Roten Armee besetzt. Es konnte also hier von einem Eingreifen dieser Jugendlichen in den aktiven Kampf nicht gesprochen werden. Ausserdem ist erwiesen, dass die inhaftierten Jugendlichen keinem Militärverband bzw. keiner anderen nationalsozialistischen Geheimorganisation angehört haben.

Von den 16 Jugendlichen wurden bis jetzt 12 aus der Haft entlassen, 1 ~~Jugendlicher~~ ist verstorben und ein weiterer befindet sich in Russland. Von den zwei Jugendlichen

Alfred U l l m a n n , geb. 8.8.1929 in Johanngeorgenstadt
und Günther S o h n e i d e r , geb. 24.9.1929 " Johanngeorgenstadt

fehlt bis jetzt jedes Lebenszeichen.

Man kann sich die Angst der Eltern um ihre Kinder vorstellen. Beruhigend wäre es schon für die Elternschaft, wenn dieselbe wissen würde, wo sich die Kinder befinden und wie es ihnen geht.

Anlass zu dem heutigen Schreiben über Veranlassung der Eltern gab das Plakat zum Volksentscheid "Jugend will leben".

Meistens handelt es sich um Kinder von Arbeitern, deren Eltern treu zum neuen demokartischen Staate stehen. Schon aus diesem Grunde wäre es gut, wenn die Untersuchung nach dem Verbleibe dieser Jugendlichen mit Erfolg durchgeführt würde. Wir wären sehr dankbar, wenn wir in der nächsten Zeit günstigen Bescheid über den Ausgang der Nachforschungen erhalten würden. Sollten Sie jedoch in der Lage sein, den Aufenthalt dieser 2 Jugendlichen sofort zu ermitteln, so können Sie auch dem Überbringer dieses Schreibens Bescheid erteilen.

Am 20. November 1948 wurde das Lager Mühlberg, indem sie sich angeblich befanden aufgelöst und wurden die beiden Jugendlichen in ein anderes Lager überführt. Wohn, ist unbekannt!

Mit sozialistischen Gruss!

Ortsgruppe der Sozialistischen
Einheitspartei Deutschlands



bitte wenden !

Die Eingabe der Ortsgruppe der SED, Johanngeorgenstadt wird wärmstens unterstützt.

LDP-Ortsgruppe
Johanngeorgenstadt



,Vors.

Die Ortsgruppe der CDU Johanngeorgenstadt schliesst sich um Erfüllung der umstehenden Bitte an.



Vorsitzender.

Abb. 10:
Schreiben der SED-
Ortsgruppe Johann-
georgenstadt,
unterstützt von der
LDP und der CDU
(siehe Abb. 11)

Abb. 11:
Unterstützung des
Schreibens der SED-
Ortsgruppe Johann-
georgenstadt vom
16.05.1949

Ortsgruppe der SED
Johanngeorgenstadt/Erzg.

Johanngeorgenstadt, den 30.8.1949

Am 25. Oktober 1945 wurden von seiten der Besatzungsmacht in Johanngeorgenstadt mehrere Jugendliche unter dem Verdachte, der Werwolforganisation angehört zu haben, verhaftet.

Johanngeorgenstadt selbst wurde niemals Kampfgebiet und wurde erst Mitte August 1945 von der Roten Armee besetzt. Es konnte also hier von einem Eingreifen dieser Jugendlichen in den aktiven Kampf nicht gesprochen werden. Ausserdem ist erwiesen, dass die inhaftierten Jugendlichen keinem Militärverband bzw. keiner anderen nationalsozialistischen Geheimorganisation angehört haben.

Von diesen Jugendlichen wurde bis jetzt der größte Teil entlassen, 1 Jugendlicher ist verstorben und ein weiterer befindet sich in Russland. Von dem Jugendlichen

Alfred U l l m a n n, geb. 8.8.1929 in Johanngeorgenstadt
fehlt bis jetzt jedes Lebenszeichen.

Man kann sich die Angst der Eltern um ihr Kind vorstellen. Beruhigend wäre es schon für die Eltern, wenn dieselben wissen würden, wo sich das Kind befindet und wie es ihm geht.

Anlass zu dem heutigen Schreiben über Veranlassung der Eltern gab das Plakat zum Volksentscheid "Jugend will leben".

Es handelt sich um das Kind eines Arbeiters, dessen Eltern treu zum neuen demokratischen Staate stehen. Schon aus diesem Grunde wäre es gut, wenn die Untersuchung nach dem Verbleib dieses Jugendlichen mit Erfolg durchgeführt würde. Wir wären sehr dankbar, wenn wir in der nächsten Zeit günstigen Bescheid über den Ausgang der Nachforschungen erhalten würden.

Im Herbst 1948 wurde das Lager Mühlberg, indem sich der genannte Jugendliche angeblich befand aufgelöst und wurde dieser Jugendliche in ein anderes Lager überführt. Wohin, ist unbekannt.

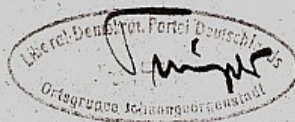
Mit sozialistischen Gruss !
Ortsgruppe der Sozialistischen
Einheitspartei Deutschlands

Pilz

bitte wenden !

Die Eingabe der Ortsgruppe der SED, Johanngeorgenstadt wird wärmstens unterstützt.

LDP - Ortsgruppe
Johanngeorgenstadt



Vors.

Die Ortsgruppe der CDU Johanngeorgenstadt schliesst sich um Erfüllung der umstehenden Bitte an.



Vorsitzender.

Abb. 12:

Schreiben der SED-Ortsgruppe Johanngeorgenstadt an den Landtagspräsidenten Buchwitz, Dresden, ebenfalls unterstützt von der LDP und der CDU (siehe Abb. 13)

Abb. 13:

Unterstützung des Schreibens der SED-Ortsgruppe Johanngeorgenstadt vom 30.08.1949

Nach der politischen Wende 1989

Fast 40 Jahre mussten wir schweigen. Nach der politischen Wende in der DDR hatten wir nun die Möglichkeit, über die Geschehnisse nach dem Krieg zu sprechen. Was wir als unmöglich betrachtet hatten, geschah. Wir wurden als politische Häftlinge anerkannt, galten als unschuldig und wurden rehabilitiert.

Zunächst erfolgte die Anerkennung durch die Stiftung für ehemalige politische Häftlinge (Abb. 15, S. 33). Doch bald ergaben sich Möglichkeiten, auch beim Generalstaatsanwalt der Russischen Föderation die Rehabilitierung zu beantragen. **Diese Rehabilitierung habe ich mit Datum 12. Februar 1996 erhalten** (Abb. 16, S. 34). Obwohl ein falsches Entlassungsdatum angegeben ist, habe ich nun dieses Dokument in der Hand. Das Datum 10. Dezember 1949 ist das formale Übergabedatum an die DDR-Behörden. Neben dieser Rehabilitierungsurkunde fanden sich auch noch die Transportliste von Mühlberg nach Buchenwald und eine **Karteikarte** (Abb. 18, S. 36) auf der auch die Häftlingsnummer 81624 vermerkt ist.

Was niemand für möglich gehalten hätte, ist im Juni 2002 eingetreten. Über die Stiftung Sächsische Gedenkstätten habe ich mein **Vernehmungsprotokoll** (Abb. 17, S. 35) in russischer Handschrift erhalten. Es sind nicht, wie ich in Erinnerung hatte 16 sondern nur sechs Seiten. Der Vermerk, den Begriff „Werwolf“ in „Volkssturm“ zu ändern, fehlt. Es kann einfach nicht sein, dass sich während der drei Vernehmungen lediglich diese sechs Seiten ergaben. Der nun in deutscher Sprache vorliegende Inhalt ist sehr anzuzweifeln, selbst Redewendungen und Begriffe kannte ich zu dieser Zeit nicht und habe sie auch nicht angewendet.

Im Jahr 1993 konnten wir für unsere Johannegeorgenstädter Verstorbenen nahe der Kirche einen Gedenkstein aufstellen (Abb. 14).

Für die im Lager Mühlberg Verstorbenen aus unserer Stadt haben Günter Schneider und ich auf dem Gräberfeld des Lagers ein Gedenkkreuz aufgestellt (Abb. 5, S. 15).

Das kleine Kreuzchen habe ich meinem Sohn Matthias gegeben, als er seine erste große Auslandsreise nach Tomsk antrat - es sollte sein steter Begleiter sein.

Die im vorigen Abschnitt aufgezählten Dokumente sind im Original nachweisbar.



Abb. 14: Gedenkstein in Johannegeorgenstadt

Auf die Dauer vermag auch die frechste und bestorgani- sierte Propaganda nichts gegen die Wahrheit.

Albert Schweitzer

Stiftung für ehemalige politische Häftlinge
Marienfelder Allee 66-80
W-1000 Berlin 48

Az. II3-2079-S

KAPITALENTSCHÄDIGUNG
gezeichnet am: 22. Nov. 1993

Bescheinigung gemäß § 10 Abs. 4

des Gesetzes über Hilfsmaßnahmen für Personen, die aus politischen Gründen außerhalb der Bundesrepublik Deutschland in Gewahrsam genommen wurden (Häftlingshilfegesetz – HHG)

I ☒ Herr ☐ Frau
Name, Vorname Ullmann, Alfred
Geburtsdatum 08.08.1929 Geburtsort, Kreis, Land Johanngeorgenstadt

wird hiermit bescheinigt, daß er/sie

☒ wegen des von ihm/ihr erlittenen, unter II. angeführten Gewahrsams zum Personenkreis nach § 1 Abs. 1 Nr. 1 HHG gehört und daß Ausschließungsgründe nach § 2 HHG nicht vorliegen.

☐ wegen des unter II. angeführten Gewahrsams von

☐ Herr ☐ Frau

Name, Vorname
Geburtsdatum Geburtsort, Kreis, Land
verstorben am in (Gemeinde, Kreis, Land)
Verwandtschaftsverhältnis zum Inhaber dieser Bescheinigung

☐ zum Personenkreis nach § 1 Abs. 1 Nr. 3 HHG (Hinterbliebener) gehört und daß Ausschließungsgründe nach § 2 HHG nicht vorliegen.

II Gewahrsam nach § 1 Absatz 1 Nr. 1 HHG einschließlich der Zeiten, die nach § 1 Absatz 5 Satz 2 HHG als Gewahrsam gelten

vom	bis	in (Ort, Land)
23.10.1945	01.02.1950	Zwickau, Mühlberg, Buchenwald

III Er/Sie hat mit Bescheid vom
erhalten.

30.06.1992

Leistungen nach

☒ § 9 a HHG

☐ § 9 b HHG

☐ § 9 c HHG

Ort, Datum
Berlin, den 30.06.1992

Im Auftrag
Lestyskal



1 Antragsteller

Abb. 15: Anerkennung durch die Stiftung für ehemalige politische Häftlinge

**Generalstaatsanwaltschaft
der Russischen Föderation**

Militärhauptstaatsanwaltschaft

12. Februar 1996

Nr. 5ud-2276-95

103160 Moskau K-160

Rehabilitationsbescheinigung

Herr/Frau	<i>Ulmann, Alfred Rudolfowitsch</i>
Geburtsjahr und -ort	<i>1929, Johanngeorgenstadt</i>
Staatsangehörigkeit	<i>deutsch</i>
Nationalität	<i>Deutscher</i>
Vor Inhaftierung wohnhaft:	<i>Johanngeorgenstadt, Sachsen, Deutschland</i>
letzter Arbeitgeber vor der Inhaftierung/beschäftigt als:	<i>Schüler der Höheren Handelsschule</i>
wann inhaftiert:	<i>26. Oktober 1945</i>
wann und durch wen verurteilt/verfolgt:	<i>auf Anordnung des Mitarbeiters der Militäreinheit p/p 70571, Leutnant Schendrikow, am 26.10.45 verhaftet; wurde in einem Sonder- lager des NKWD der UdSSR gefangengehalten</i>
der Verurteilung zugrundeliegende Paragraphen und Strafmaß (Grund- und Zusatzstrafen):	<i>wegen Beteiligung an der faschistischen Unter- grundorganisation "Werwolf"</i>
Datum der Haftentlassung:	<i>10. Dezember 1949</i>

Gemäß Artikel 3 des Gesetzes der Russischen Föderation "Über die Rehabilitierung von Opfern politischer Repressionen" vom 18. Oktober 1991 wurde Herr/Frau *Ulmann, A. R.* rehabilitiert.

Leiter der Abteilung Rehabilitierung
der Militärhauptstaatsanwaltschaft:

[Siegel, Unterschrift]

L.P. Kopalín

[*Bitte beachten:* Die Namensschreibung auf diesem Formblatt erfolgt aufgrund der Schreibweise im russischen Original. Bei der Rückübertragung in lateinische Buchstaben kann es daher u.U. zu kleineren Unterschieden in der Schreibweise kommen.]

Abb. 16: Rehabilitierung, ausgestellt von der Generalstaatsanwaltschaft der Russischen Föderation am 12.02.1996. *Hinweis:* Aus dem NKWD-Lager Buchenwald wurde Alfred Ullmann am 01.02.1950 entlassen. Das Datum 10. Dezember 1949 ist das formale Übergabedatum an die DDR-Behörden.

Протокол допроса

53

1945 года, Октябрь, 26 дня в одну
войсковой части, полевой почты "70571-Б",
сего жила, через посредника ^{политенат} Шенюшиков ^{Шенюшиков} Ганя Флек-
сандра Сергеевича довести о качестве обви-
няемого Ульян Андреева - Рудомедра,

1929 года рожденный, уроженца и жи-
теля города Бланкенбургштат, уезд
Виттенберг итд. асе дом № 19, Крайе
Шварценбург, области Липницкой.
по происхождения служавший, по со-
положению - французский, образование
не законченное высшее, имен "Гитлер-
юнкер" с 1944 года, до настоящего времени
учился в внешней торговой школе,
гор. Шварценбург.

Перевозчик Кр-ч Занимается переводом вопросов за
лонский перевод предложения об ответственности
по ст. 35 УК РСФСР в том и рассматривается. Тем же
вопрос. Расскажите о себе кто вы?

Отвѣт: Я, родившись в семье служащего - счетовода, в 1935 году поступил в народную школу, которую окончил в 1943 году, после окончания народной школы меня отец отдал учиться в Высшее Коммерческое училище, где и учусь по настоящее время уже 3 год, в организацию "Гитлер-югенд" вступил с 1944 году - все время находилсь рядовым ее членом.

Вопрос: Расскажите подробно, где вы еще отдыхали и чему по Мило Кануэской школе?

Alfred Ullmann

1. Seite des Protokolls

Abb. 17: Seite 1 des Vernehmungsprotokolls vom 26.10.1945

